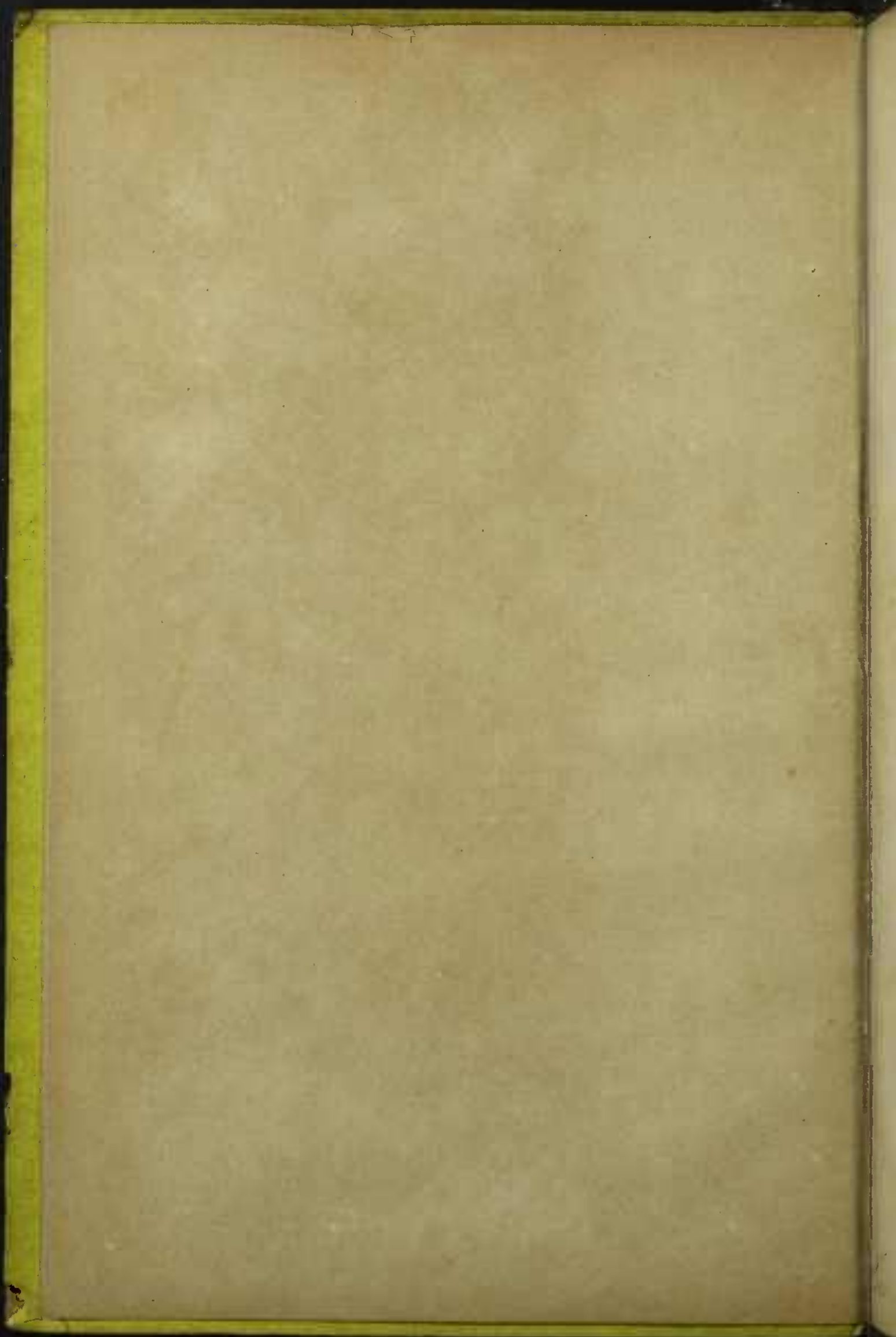


Je ne fay rien
sans
Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin





Brasilien

und

seine Bedeutung für die deutsche Auswanderung.

Mit besonderer Rücksicht auf die Mercury-Colonie

in der Provinz Minas Geraës.

Von

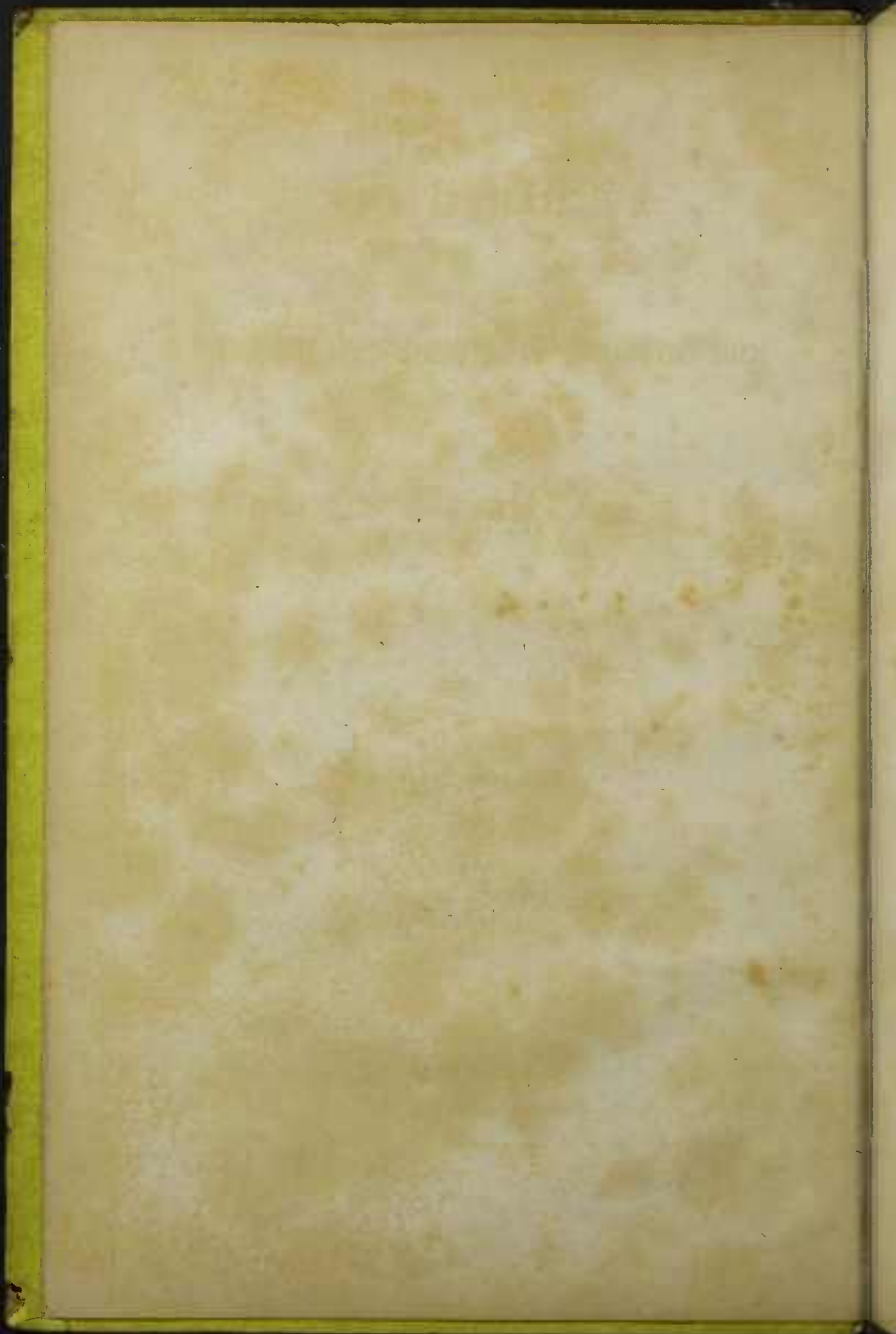
Karl Friedrich Kotte.

Leipzig.

Voigt & Günther.

1855.

lu



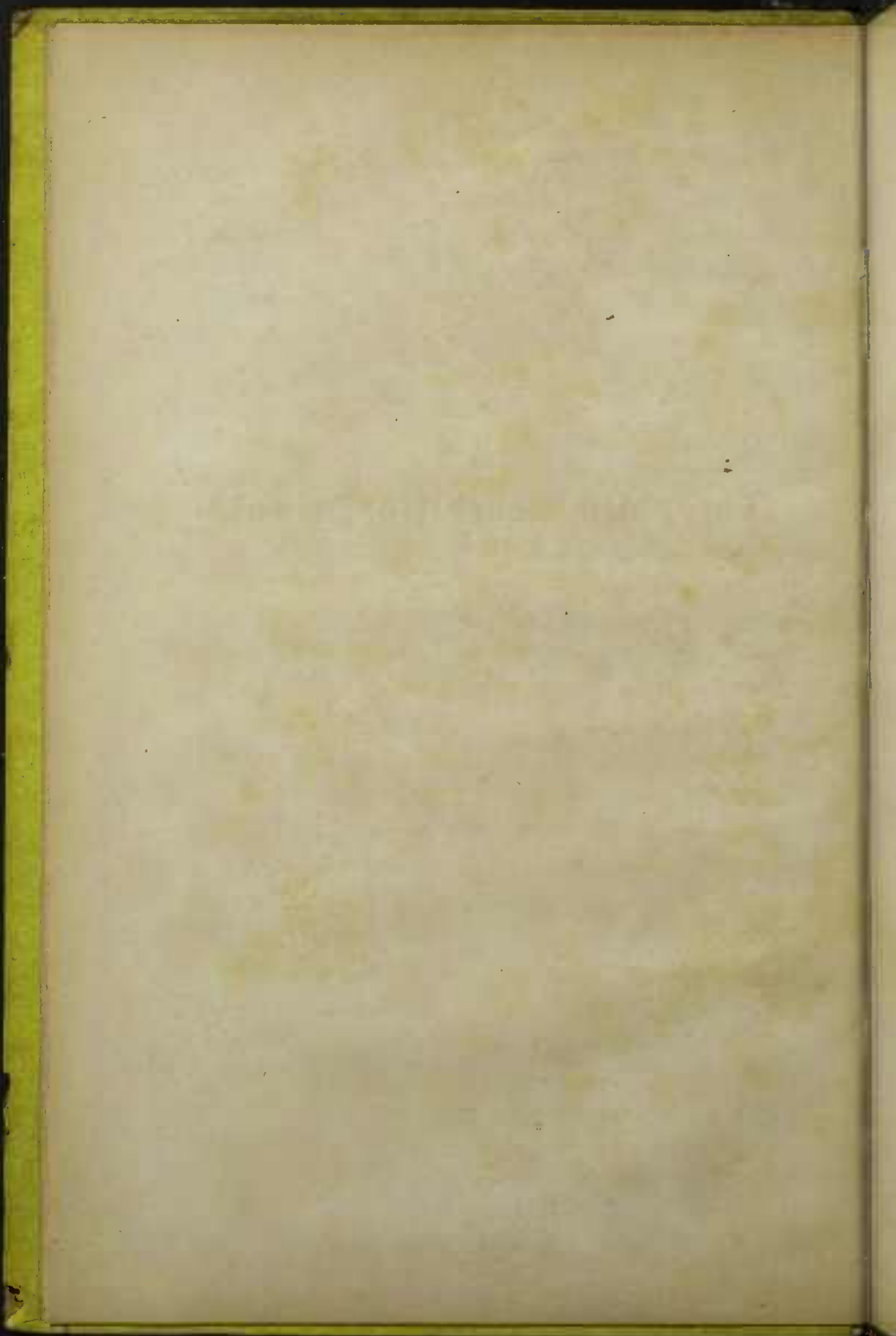
Herrn

Theophilo Benedicto Ottoni,

Director der brasilianischen Bank in Rio de Janeiro u. der Mercury-Compagnie,
Vorsteher der Minas-Geraes-Eisenbahn, Mitglied der Kammern etc.

dem verdienstvollen und humanen Beförderer der deutschen Einwanderung
in Brasilien,

Der Verfasser.



Vorwort.

Ein neues Buch, und noch dazu ein so wenige Bogen umfassendes, in der Auswanderungsfrage schreiben, die Regierungen, Staatsökonomien und den Einzelnen in gleicher Weise berührt und schon so lange und vielseitig beschäftigt hat, in welcher auch nicht selten die verschiedenartigsten Interessen einander feindlich entgegenstehen, würde den Verfasser fürchten lassen, Eulen nach Athen zu tragen, wenn er nicht das Bewußtsein in sich trüge, mit größter Gewissenhaftigkeit und aus den zuverlässigsten Quellen gesammelt und mit wenigen, aber treuen Zügen ein Land gezeichnet zu haben, welchen eine herrliche Zukunft erblühen muß, wenn erst deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz die unerschöpflichen Reichthümer seines Bodens auszubeuten vermögen. Es war und konnte nicht Aufgabe dieser Blätter sein, eine Geographie Brasiliens zu bieten, und wenn auch die Bodenerzeugnisse des Landes Berücksichtigung gefunden haben, so galt es doch weniger, ein besonderes Cultursystem zu geben, das sich nach der Verschiedenheit der Gegenden und des Bodens natürlich sehr verschieden abstuft und welches, so umfassend

es auch hätte mitgetheilt werden können, doch immer mehr oder weniger unzureichend gewesen sein würde, als vielmehr ein treues Bild des Landes in den Beziehungen zu geben, welche für den deutschen Auswanderer von specieller Wichtigkeit sind. Nach einer Einleitung, worin die unseelige Planlosigkeit der deutschen Auswanderung und die dadurch entstehende Zersplitterung von Kapital und Arbeitskraft beklagt und auf die Nothwendigkeit der Concentration derselben hingewiesen werden mußte, wenn die Auswanderung dem Auswanderer wie dem Mutterstaate von gleichem Nutzen sein soll, richtete sich der Blick ganz unwillkürlich auf das so oft verkannte und doch so wenig gekannte Brasilien und seine Stellung zur Auswanderungsfrage. Die nach dem *Annuaire de deux mondes*, Année 1850 von Fr. Frisch bearbeitete Geschichte Brasiliens von seiner Unabhängigkeit bis zum Jahre 1850 bietet die erfreulichsten Fortschritte im constitutionellen Leben des südamerikanischen Kaiserreichs und die treue Charakteristik Dom Pedro's II., den jeder Brasilianer, welcher es mit seinem Vaterlande redlich meint, mit Stolz seinen Kaiser nennt, zeigt, welcher ein Aufschwung in politischer wie in industrieller und socialer Beziehung sich unter der Leitung eines ebenso weisen als gerechten und wohlwollenden Monarchen noch erwarten läßt. Den zweiten Theil bildet ein Auszug aus der brasilianischen Staatsverfassung, welcher darlegt, wie freisinnig die Institutionen eines Landes sind, über welches, trotz seiner enormen Bestrebungen um deren Ausrottung, wegen der Sklaverei das Anathema ausgesprochen wird, die hier hoffentlich eher verschwinden

wird, als in den Sklavenstaaten der nordamerikanischen Republik, sowie Notizen über Brasiliens Finanzen, sein Seerwesen, seinen Cultus, Wohlthätigkeitsanstalten, Literatur und Zeitungen und den Charakter der Brasilianer, und der dritte Theil behandelt sein Klima, welches in der Beweisführung der Gegner der Auswanderung nach Brasilien eine so hervorragende Rolle spielt, dessen Ackerbau, Viehzucht, Reichthum der Wälder, die natürlichen Blagen, den Bergbau, Industrie, Handel, Verkehrsmittel und die Statistik des Landes und vervollständigt damit hoffentlich das Bild, das der Verfasser nur als Skizze zeichnen konnte.

Die sorgfältigste Betrachtung aller dieser Verhältnisse, welche für jeden Auswanderer von größerer oder geringerer Wichtigkeit sind, hat den Verfasser zu demselben Urtheil über Brasilien geführt, welches Dr. Hermann Blumenau nach längerem Aufenthalte mit den Worten ausspricht: „Brasilien ist ein überaus schönes, reizendes, von der Natur mit allen Schätzen überreichlich gesegnetes Land, ein wahrer Diamant, dem nur ein tüchtiger Meister fehlt, um ihn in den kostbarsten Juwel umzuwandeln. Im Schooße seiner Gebirge ruhen die edelsten Metalle, seine Oberfläche ist mit ewig grünenden, die besten und feinsten = Nutz = und Möbelhölzer enthaltenden Wäldern und unabsehbaren Weiden bedeckt, die durch Sommer und Winter zahllose Heerden ernähren, sein Boden ist dem fruchtbarsten der Erde gleichzustellen. Die riesigen Ströme, welche seine Gauen durchziehen, werden von zahllosen Quellen, Bächen und Flüssen gespeist, eine hafens = und buchtenreiche Küste sichern dem ausgedehnten Innern überall den Absatz seiner Produkte,

und Klima und Gesundheitszustand dieses weiten herrlichen Landes müssen als die glücklichsten angesehen werden.

Am Schlusse hat die von der Mercury-Compagnie in der ebenso gesunden als reichen Provinz Minas Geraës ins Leben gerufene Colonie Saxonia, welche jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, einer kurzen Betrachtung unterlegen, da die Grundsätze, auf welche sie basirt ist, die in der Einleitung ausgesprochenen Ansichten über Concentration der deutschen Auswanderung möglichst zu verwirklichen suchen. Die Mercury-Compagnie muß um so sicherere Bürgschaften für das Wohl ihrer Colonisten bieten, je größer das Vorurtheil gegen die Auswanderung nach Brasilien ist, und nur die Reellität ihrer Garantien und das Bewußtsein der guten Sache können ihr den Muth geben, mit einem Unternehmen hervorzutreten, dem Sonderinteressen und Voreingenommenheit gleich feindlich gegenüberstehen. Möge sie ihre edlen und humanen Zwecke erreichen und die erste Stadt der Colonie mit ihrem bedeutungsvollen Namen Philadelphia, unter der treuen Fürsorge ihres Dirigenten, Herrn Theophilo Benedicto Ottoni, ein Sitz der Einigkeit und der Bruderliebe sein!

Leipzig im Juli 1855.

Der Verfasser.

Einleitung.

Ueber die deutsche Auswanderung.

Der ungeheure Aufschwung, welchen die deutsche Auswanderung von Jahr zu Jahr in raschem Steigen gewinnt, gibt derselben das Gepräge einer Völkerverwanderung, und rathlos, wo nicht ganz gleichgültig, steht man in Deutschland diesem Ereignisse gegenüber, welches in seiner jetzigen Gestalt und Ausdehnung das Ergebniß tiefer socialer Gebrechen unserer Zeit darbietet. Im tiefsten Frieden stieg in unserm Vaterlande die Noth, die Armuth ward allgemeiner und griff mit Polypenarmen immer mehr um sich; muß nicht jetzt, wo die Kriegsfurie tobt und ganz Europa im Kampfe zu entbrennen im Begriff steht, die Noth und mit ihr das Bedürfniß der Auswanderung ins Unermeßliche wachsen, die selbst die vorhergegangenen Friedensjahre nicht hindern konnten? Angesichts der jetzigen politischen Verhältnisse Europa's muß die Auswanderung nach Amerika in gleichem Maße zunehmen, als die Noth und Unzufriedenheit seiner Bewohner, und so klein, so unbedeutend in ihren Anfängen, steht die Auswanderung im Begriff eine welterschütternde Bedeutung zu gewinnen und die sämtlichen socialen Verhältnisse in ganz andere Bahnen zu lenken, wie es keine Politik, kein Weltoberer vermag. Sie ist aber, ganz abgesehen von ihrer socialen Tragweite, selbst insofern zur „brennenden“ Frage geworden, als der, welcher sie schonungslos angreift, sehr viel Aussicht hat, sich daran die Finger zu verbrennen.

Berfolgen wir die Auswanderungslust unserer Tage bis in die entferntesten Ursachen, so finden wir diesen Trieb im Charakter des germanischen Volks begründet und so alt, wie die Geschichte des deutschen Volks selbst. Er lag allen Völkerverwanderungen der alten Sage bis auf die der Hunnen und Gothen zum Grunde, sowie nicht minder den massenhaften Auswanderungen nach dem dreißigjährigen Kriege und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diesem

Wandertriebe verdankt die deutsche Nation, daß sie nicht in jene materielle wie geistige Erstarrung versank, an welcher das byzantinische Kaiserreich dahinsiechte, denn er ist stets das Zeichen von einer dem Volke innewohnenden Kraft, die für ihre Thätigkeit neue Gebiete sucht.

Allein so stark auch die Wanderlust den Jüngling in die unbekannte Ferne zieht, so würde sie doch selten die Probe eines Abschieds auf Nimmerwiedersehn aushalten, wenn ihn nicht entweder Elend und Noth, oder auf der andern Seite Hoffnung auf Glück und Wohlstand trieben, und diese beiden Factoren bedingen die Auswanderung in größerem oder geringerem Maße, je stärker oder schwächer sie sind.

Wenn wir die Auswanderung, wozu Philipp II. von Spanien durch politischen und religiösen Druck seine Unterthanen trieb und so zum großen Theile zur Blüthe Frankreichs, Englands und Hollands den Grund legte, eine unnatürliche nennen, so können wir diejenige, welche auf Uebervölkerung beruht, als eine natürliche bezeichnen. Glaubensdruck, Verfolgungssucht, Despotismus sind im Allgemeinen die Ursache kranker Auswanderung; auch große Krisen, in welchen sich die Umgestaltung eines Staates vorbereitet und bei welchen Mancher die Hoffnung auf eine befriedigende Lösung derselben verliert oder dem möglichen Ausgang derselben mit Schrecken entgegensteht, können daran Schuld sein, nur wird im letzteren Falle die Auswanderung um so schneller aufhören, je rascher die Krisis ihr Ende erreicht und der neue Zustand der Verhältnisse eintritt.

Wiewol nun eine gesunde Auswanderung, wie bereits bemerkt, in der Uebervölkerung ihren Grund findet, so läßt es sich doch unmöglich bestimmen, ob diese Uebervölkerung im Verhältniß zur gegebenen Bodenfläche absolut vorhanden ist; relativ wird sie jedoch immer vorhanden sein und um so mehr hervortreten, je lebenskräftiger ein Volk ist und auf einer um so höhern Culturstufe dasselbe steht. Jagd ist die erste, Viehzucht die zweite, Ackerbau und Industrie sind die beiden höchsten Stufen des gesellschaftlichen Lebens der Völker, und mit jedem Fortschritt zu einer höhern Culturstufe verengt sich in großen Absätzen der Raum, dessen die Menschen bedürfen, um auf demselben ihren Unterhalt zu finden. Auf demselben Raume, wo nur einzelne Horden sich von der Jagd zu ernähren im Stande sind, können schon einige Tausend Nomaden von der Viehzucht

leben; auf demselben Plage finden aber eben so viele Hunderttausende im Ackerbau ihren Unterhalt, und gesellt sich zu dem Ackerbau noch Handel und Industrie in geordnetem Verhältnisse, so reicht derselbe Raum für Millionen seiner Bewohner aus. Im Grunde beruht also die Uebervölkerung in dem Mißverhältniß, in welchem die Erwerbsquellen eines Volkes zu seinen Bedürfnissen stehen und welches stets das Gefühl des Mangels erzeugt. Diesem Mangel läßt sich aber keineswegs durch Beschränkung der Bedürfnisse abhelfen, da sich niemals würde erlauben lassen, wie weit derjenige, der der hereinbrechenden allgemeinen Noth durch Einschränkung auf das Allernothdürftigste begegnen wollte, würde gehen müssen. Vermehrung und Erweiterung der Erwerbsmittel allein sind im Stande, dem Uebel abzuhefen; wenn der Jäger anfängt Viehzucht zu treiben, der Hirt den Acker zu bauen, der Ackerbauer sich mit Handel und Industrie zu beschäftigen, so erweitert sich der zu enge Raum, der nun Hunderten da zu leben und zu bestehen erlaubt, wo vorher nur Einzelne mit Mühe und Noth bestanden, und aus diesem Grunde ist es möglich, daß nicht Auswanderung, sondern Einwanderung das sicherste Gegenmittel gegen Uebervölkerung wird, — eine Wahrheit, die unter allen europäischen Völkern die klugen und praktischen Schweizer allein zur Ausführung gebracht haben, indem in der neuesten Zeit oft der eine oder der andere Industriezweig von Gemeindewegen in einer Gegend eingeführt wurde, welcher Uebervölkerung drohte. Namentlich ist der Canton Glarus durch den Linthkanal, seine Spinnereien und Rattendruckereien seiner früheren Armuth entrisen und auf eine erfreuliche Höhe des Wohlstandes gebracht worden. Da aber neue Erwerbsquellen wieder neue Bedürfnisse erzeugen, so muß jedes Culturvolk das immer neu erzeugte Mißverhältniß zu heben suchen und in diesem Streben die Bedingung seines Lebens und jeglichen Fortschritts finden. Durch dieses Streben ist der kleinste Erdtheil zum Herrn der Welt geworden und hat im Zeitraume von drei Jahrhunderten den zweitgrößten Erdtheil aus sich selber bevölkert.

Eine gesunde Auswanderung hat demzufolge nicht nur dem Mutterlande in der Ferne neue Erwerbsquellen zu eröffnen, sondern auch dessen Erwerbsmittel zu mehren, und hierin besteht der wunde Fleck unserer Auswanderung, die in ihrer gegenwärtigen Zersplitterung und Richtungslosigkeit eine Kraftverschwendung ist, die wohl ins Auge zu fassen wäre. Das ungeheure baare Kapital, welches

die Auswanderer mit sich nehmen und welches dem Mutterlande jährlich Millionen entzieht, und ebenso die unberechenbaren Arbeitskräfte, die ihm die Auswanderung entführt, sind ihm vollständig verloren, indem die Auswanderung dem Mutterlande nicht nur keine neuen Erwerbsquellen eröffnet, sondern mit ihrem Wachsthum der neuen auch die alten Erwerbsquellen in gleichem Verhältnisse versiegen. Denn da bei dem Mangel an Organisation in der Auswanderung nur die Bemittelteren im Stande sind auszuwandern, so wird der Kern des Volkes, der Mittelstand, der die Kraft der civilisirten Nationen bildet, immer mehr geschwächt, und es ist ein leidiger Trost, wenn man sich sagen will, daß der Bauer seinen Boden nicht mitnehmen kann und daß der Handwerker durch die Auswanderung manchen Concurrenten los wird, denn der Unbemittelte kann den verlassenen Boden nicht kaufen und die Geringfügigkeit seiner Bedürfnisse bessert den von größerer Concurrenz befreiten Arbeiter in keiner Beziehung. Die Folge davon muß sein, daß Kapital und Grundbesitz sich immer mehr und mehr in den Händen einer Wenigen concentriren, und selbst von den größeren deutschen Kapitalisten wandern jährlich Millionen nach Nordamerika für dortige Unternehmungen industrieller oder merkantiler Art.

Diese unermesslichen Verluste an Kapital und Arbeitskraft, welche unser Vaterland alljährlich durch die Auswanderung erleidet, haben so heftige Gegner dieser ganzen Bewegung erzeugt, daß sie dieselbe durch alle nur erdenklichen Hinderungsmaßregeln wenigstens zu hemmen, wo nicht ganz zu unterdrücken suchten, und auf diese Weise, wären sie mit ihren Ansichten durchgedrungen, Gefahr liefen, das Kind mit dem Bade zu verschütten. Allein die Erfahrung bewies an Baden und Hessen, welche Staaten im Jahre 1825 die Auswanderung verbieten zu können glaubten, und nach kaum zwanzig Jahren 50,000 Gulden zur Beförderung der Auswanderung durch die Kammer bewilligt erhielten, daß alle Versuche, die Auswanderung durch Präventivmaßregeln zu hemmen, ohne Erfolg blieben und bleiben werden, und ebensowenig nützten alle Warnungen, worauf sich die Gegner der Auswanderung später beschränkten.

Ein absolutes Verbot der Auswanderung, wie es vor Zeiten in China bestand, wo der Ergriffene mit dem Tode bestraft wurde, würde eben so widernatürlich als ungerecht sein, denn das Recht auszuwandern ist ein natürliches und kann nicht aufgehoben, ja kaum beschränkt werden, ohne den Staatsbürger in seinen Menschen-

rechten zu kränken. Es kann daher nur die Aufgabe unsere Regierungen sein, die Entstehungsgründe dieser allgemeinen Auswanderungslust mit der Wurzel zu heben, oder, wo dies nicht mehr möglich, die Auswanderung selbst so zu leiten, daß sie dem Auswanderer selbst wie dem Mutterlande zum Segen gereicht. Allein leider haben unsere Staatsmänner diese große Frage unserer Zeit noch so wenig vom nationalökonomischen Standpunkte aufgefaßt, daß von Staatswegen für eine geregelte Leitung derselben noch so gut wie nichts geschehen ist, und so ist deren Lösung in die Hände von Privatvereinen übergegangen, wo ihr überhaupt noch ein gewisses Colonisations-system zum Grunde legt, die bei ihren geringen Mitteln zur Concentration der Auswanderung im großen Ganzen fast gar nichts beitragen können. So viel aber steht unwidersprechlich fest, daß die Concentration der deutschen Auswanderung unter dem Schutze und der Beihülfe der Regierungen eine unvermeidliche Nothwendigkeit geworden ist, wenn es auch außerhalb der Grenzen unseres Planes liegt, uns ihnen gegenüber über das Wie? und Wohin? eines Näheren zu verbreiten. Soll aber ein wohlhabender Mittelstand bestehen bleiben, so muß die Auswanderung so organisiert werden, daß sie, wo nicht nützlich, doch dem Mutterlande wenigstens nicht schädlich wird.

Allerdings können wir Deutschen nicht darauf ausgehen, nach Art der Engländer und Franzosen vom Mutterlande abhängige Colonien zu gründen oder zu diesem Zwecke in fremden Welttheilen Eroberungen zu machen, allein wir sollten diese in mancher anderen Beziehung für uns nicht ungünstige Lage zu benutzen suchen, und wenigstens mit allen Kräften verhindern, daß der Deutsche nicht als einer angesehen werde, der gefahrlos geplündert werden kann. Nur solche Länder, welche durch die Verwendung deutschen Kapitals und deutscher Arbeit dem deutschen Volke neue Erwerbszweige eröffnen, Deutschlands Handel und Industrie einen neuen Markt darbieten, und in welchen der deutsche Auswanderer religiöse und bürgerliche Freiheit genießt, seiner Sprache und Sitte keine Gewalt angethan wird, wo er leichter als in der Heimat zu einem gesicherten und selbstständigen Besitze gelangen kann und die Produkte seines Fleißes auf die leichteste Weise in den Handel zu bringen vermag, wo der deutsche Auswanderer mit dem Vaterlande in beständiger Berührung bleibt, nur solche Länder, welche diesen Bedingungen entsprechen, können bei der Wahl für die deutsche Auswanderung

in Betracht kommen und für die Concentration derselben empfohlen werden, und unter diesen nimmt unbestritten Amerika den ersten Platz ein, so daß wir mit Uebergang aller anderen in dieser Hinsicht aufgetauchten Projecte dieses allein ins Auge zu fassen brauchen.

In gleicher Weise, wie man durch weise Verwendung seiner Kräfte Großes zu erzielen vermag, so schwächt auch Zersplitterung selbst die Wirkung der gewaltigsten Kräfte und Mittel, und unsere heimatliche Zerrissenheit, die ohnehin die Ursache unserer nationalen Schwäche bildet, läßt uns ermessen, daß die Lage der Auswanderer auf fremdem Boden, die in großen Entfernungen zerstreut, weder im Zusammenhange unter sich, noch mit dem alten Vaterlande, Bürger verschiedener, einander oft eifersüchtig gegenüberstehender und den Einwanderer mit Mißtrauen beobachtender Faktionen sind, wahrlich keine beneidenswerthe ist. Diese völlige Planlosigkeit der deutschen Auswanderung ist auch der Grund, daß die Entnationalisirung des Deutschen nirgends schneller erfolgt als in Nordamerika, wozu die Zerstreung im unermesslichen Innern des Landes und die Sprachverwandtschaft mit der irischen und Yankee-Bevölkerung nicht am wenigsten beiträgt. Da dem deutschen Einwanderer jede innigere Wechselbeziehung zum Vaterlande verloren geht und der Deutsche ohnedies aus zu großer Verehrung alles Fremdländischen und Unterschätzung seines eignen Werthes das Wort „Nationalität“ fast nur dem Begriffe nach kennt, so ist es nur natürlich, daß das deutsche Element in kurzer Zeit im Yankee-ethum der Vereinigten Staaten aufgehen muß.

Außerdem haben die Ländereien der Union in der Nähe größerer Städte, selbst die fruchtbaren und für den Absatz nur irgend günstig gelegenen des fernen Westens, einen für weniger bemittelte Auswanderer fast unerschwinglichen Preis. Diese können daher dort nur schwer zu dem gehofften Besitze gelangen, und Viele sind genöthigt, ihr Unterkommen als Tagelöhner oder Fabrikarbeiter zu suchen, weshalb mit dem Wachsen der eignen Industrie die Consumtion europäischer, und namentlich deutscher Industrieerzeugnisse immer geringer werden muß. Indes ist auch, hiervon ganz abgesehen, die Bewirthschaftung selbst gut gelegener Ländereien in den Vereinigten Staaten keineswegs jetzt noch so gewinnreich, als noch vor wenigen Jahren, wie alle neueren Nachrichten bestätigen, so daß in entfernteren Gegenden wegen der bedeutenden Transportkosten, Abgaben u. s. w. im Landbau angelegtes Kapital in der Regel 1 bis

2, und nur in seltenen Fällen 3 Procent beträgt. Rechnet man hierzu noch Fieber und Krankheiten, welche fast überall in der Union die unvermeidlichen Begleiter der Arbeit sind, die auf die Ausrodung der Wälder aufzuwenden ist, so wird sich der Blick des deutschen Auswanderers mehr und mehr nach dem Süden richten, der nicht nur dem Ansiedler an und für sich direct, sondern auch dem Mutterlande indirect ungleich günstigere Aussichten darbietet, indem den Ersteren seine Arbeit schneller und sicherer zu dauerndem Wohlstande führt, und für letzteres neue Erwerbsquellen geschaffen werden, wie auch die Verhältnisse im Allgemeinen, bei größerer Concentration der deutschen Auswanderung, der nationalen Entwicklung deutscher Auswanderer im höchsten Grade günstig sind.

Das Loos der deutschen Auswanderer in Nordamerika ist hinlänglich bekannt, als daß wir von ihren Zuständen ein Bild zu geben brauchen, und es ist auch nicht die Absicht dieser Blätter, gegen die Einzel-Auswanderung nach Nordamerika aufzutreten; wir erlauben uns aber zur Beurtheilung der neuerdings dort eingetretenen Verhältnisse nur eine einzige Stelle mitzutheilen, unberücksichtigt der unzähligen andern desselben Inhalts, welche die Tagespresse bereits gebracht hat.

Die deutsche Gesellschaft von Neu-Orleans, welche sich die Unterstützung und das Wohl der deutschen Auswanderer in Amerika zur Aufgabe gemacht hat, hat ein Circularschreiben erlassen, an dessen Spitze sie die Worte stellt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Sie warnt sowol die Unbemittelten wie die mit geringem Vermögen Versesehenen vor der Auswanderung nach Neu-Orleans wie nach den nördlichen Staaten, weil die Verhältnisse sich in der letzten Zeit dort wesentlich verändert haben. Die Ernten der letzten Jahre sind sehr schlecht gewesen, und in Folge dessen ist die Theuerung sehr groß, der Handel zerrüttet, das Geld rar, das Creditwesen erschüttert. Die Kapitalisten haben ihre Kapitalien eingezogen, alle großen Unternehmungen, Bauten, Eisenbahnen u. s. w. sind entweder eingestellt oder werden nur sehr langsam fortgesetzt. Es fehlt an Geld, um die Arbeiter zu bezahlen, und eine große Anzahl derselben ist bereits verabschiedet. Durch die Vermehrung der Arbeit-suchenden fällt der Arbeitslohn, während die Theuerung zunimmt. Neue Einwanderer machen das Verhältniß nur noch drückender und sind selbst dem Glende preisgegeben, wenn sie nicht ausreichende Mittel aus dem Heimatlande mitbringen. Der Arbeitslohn ist auf

ein Drittel dessen, was er früher betrug, herabgesunken, aber trotzdem ist keine Arbeit zu finden, und wer sie findet, verdient kaum so viel, um dürftig das tägliche Brod für sich allein zu erwerben, viel weniger eine ganze Familie zu erhalten. 200 Pfund Mehl kosten 25—30 Gulden, das Pfund Rindfleisch 8—10 Neugroschen, eine Kartoffel 4—5 Pfennige. Selbst die kräftigsten und geschicktesten Arbeiter sind brodlos, es fehlt ihnen keineswegs an Lust zur Arbeit, aber sie finden keine und müssen zum Bettelstab greifen. Wie traurig das Loos derjenigen sein muß, welche alt, gebrechlich oder schwach sind, läßt sich hiernach leicht ermessen.

Ueberhaupt treten die gesellschaftlichen Zustände Nordamerika's, je mehr sie bekannt und des Schimmers, mit welchem blinde Lobhudelei sie vergoldete, entkleidet werden, immer bedenklicher hervor und werden von Tag zu Tag für den deutschen Auswanderer immer weniger anlockend.

Wenn es nicht minder einleuchtend ist, daß für eine Concentration der deutschen Auswanderung die Nähe der Meeresküste maßgebend sein muß, so werden wir auch deshalb den Blick nach den Süden Amerika's zu richten haben, der als der reichste Continent der ganzen Erde einer europäischen Einwanderung dasselbe stetige Vordringen in das Innere mit seinen noch unerschlossenen unermesslichen Schätzen gestattet, wie Nordamerika.

Diejenigen, welche einen persönlichen Vortheil dabei haben, daß die deutsche Auswanderung die Richtung, welche sie bisher genommen, nicht ändert, werden überhaupt jeder andern Richtung derselben entweder im Tone der Wohlgemeinheit, oder erforderlichen Falls auch durch Verdächtigung und Mißcreditiren der Länder, wohin sich der Strom lenken zu wollen scheint, entgegentreten, wenn sie auch zufällig mit den einschlagenden Verhältnissen gänzlich unbekannt sein sollten.

Zu dem Bestreben, ihren persönlichen Vortheil so lange und so viel als möglich zu wahren, schildern sie die Glückseligkeit der Sklavenstaaten mit den lebhaftesten Farben, wenn es in ihren Kram paßt und sie eine Kleinigkeit dabei verdienen können. Zu diesen kommt die nicht unbedeutende Zahl ängstlicher Gemüther, die, nur mit den heimischen Verhältnissen vertraut, jedes Verlassen des gewohnten Geleises mit Furcht und Entsetzen betrachten und in der wahrheitgetreuesten Schilderung der Zustände anderer Länder nur Seelenverkäuferei bestochener Agenten erblicken. Diesen gehört aber

die Welt nicht, sie sind für die Scholle geboren, auf der sie nach Schneckenart vegetiren, ein männlich freier Blick aber ehrt den Mann und dem Muthigen gehört die Welt.

Ist man nun darüber einverstanden, daß die deutsche Auswanderung unserer Zeit in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung und Planlosigkeit eines der größten Uebel ist, woran das Vaterland leidet, und daß eine größere Concentration anzubahnen ist, wenn sie für den Auswanderer und das Heimatland in gleicher Weise Segen bringen soll, so tritt auch mit immer größerem Ernste die Frage an uns: Wie soll die Auswanderung organisirt werden, um Einheit und Ziel zu gewinnen?

So viel die Privatgesellschaften für eine größere Concentration der Auswanderung gethan haben und so ehrenwerth ihr Streben ist, so übersteigt diese Aufgabe ihre Kräfte und ihren Einfluß bei weitem und nur die Regierungen können mit umfassenden Mitteln der Auswanderung um so eher eine Richtung anweisen, je mehr sie überzeugt sein dürfen, daß eine richtig geleitete Auswanderung dem Mutterlande in denselben Verhältnisse Nutzen bringt, in welchem die jetzige Auswanderung in ihrer Planlosigkeit das Mutterland schwächt und entkräftet.

Vor allen Dingen müßten auswärtigen Agenten, die im Dienste fremder Regierungen oder im Solde gewissenloser Speculanten stehen, das Handwerk gelegt und nur einheimischen gegen Stellung einer ansehnlichen Caution die Concession zur Agentur ertheilt und die Agenten in den Seehäfen unter die Controle der Regierungen gestellt werden. Dann werden diese Agenten pflichtgemäß handeln, denn mit der Caution haften sie für den Schaden, den der Auswanderer durch ihre Schuld erleidet. Dieser Schutz der Auswanderer erscheint um so mehr gerechtfertigt, als der größte Theil derselben beim Austritt ihrer Reise noch nicht aus dem Unterthanenverbande getreten sind und mithin noch das Recht haben, bei Betrügereien u. dgl. den Schutz ihrer Regierungen anzufordern. Nicht minder müssen Beamte in den Seehäfen auf die Qualität und Quantität der Schiffsverpflegung aufs genaueste Acht geben, und eine strenge Controle darüber wird mehr Vertrauen erwecken, als alle Anpreisungen der Schiffsrheder.

Ferner würde es von sehr wesentlichem Nutzen sein, wenn Gemeinden durch Credit-Anstalten die nöthigen Mittel geboten würden, vacant werdende Grundstücke zu kaufen und sie dann zu verpachten

oder gelegentlich wieder zu verkaufen. Nur die Regierungen können mit den betreffenden Staaten, welche das zweite Vaterland unserer Auswanderer werden sollen, Verträge zur Erleichterung der Colonisten abschließen und deren gewissenhafte Erfüllung verbürgen, alle Bemühungen von Privatvereinen sind ohne namenswerthen Erfolg geblieben.

Ein Vorbild für die Unterstützung der Auswanderung bildet der schweizer Canton Glarus, in welchem sich zehn Gemeinden zur Unterstützung der Auswanderung ihrer Armen verbunden haben. Diese schickten zur Besichtigung und Auswahl eines passenden Stückes Land eine Commission nach America, kauften in Wisconsin 1200 Acres Land und gewährten davon jeder ihrer Auswandererfamilien, unter der Bedingung, drei Jahre auf demselben zu bleiben und in zehn Jahren den Kaufpreis zu zahlen, 20 Acres zu 3 Fl. per Acker. Daß hierbei die Auswanderer die Ueberfahrtskosten selbst zu tragen haben, braucht für andere Fälle nicht maßgebend zu sein. Das auf diese Weise entstandene Neu-Glarus forderte schon im Jahre 1850 vom Mutterlande einen Pfarrer und geht einer immer schöneren Zukunft entgegen; der Mutterstaat sendet nach wie vor arme Leute nach Neuglarus und bleibt mit der Colonie in dauernd freundlicher Beziehung.

So lange die Auswanderung nicht mit Hülfe der Regierungen geleitet wird, haben die Colonisations-Vereine sich vor dem Mißgriff zu hüten, durch kleinliche Speculationen auf die Kräfte der deutschen Auswanderer, ohne Rücksicht auf deren Interessen, den Mißcredit zu steigern, in welchem allerdings derartige Actien-Gesellschaften stehen, sie müssen sich, auf sichern Grundlagen beruhend, auf den Standpunkt der englischen, holländischen u. s. w. ostindischen Compagnien schwingen und werden dann nach allen Seiten hin Segen verbreiten. Bei einem so tief und weitgreifenden Einflusse würde eine solche Gesellschaft allerdings unter der Oberaufsicht der Regierung stehen müssen, und diese Controle kann der Gesellschaft nur von Nutzen sein, denn sie wird ihr bald das allgemeine Vertrauen erwerben. Dann würden ihr die deutschen Regierungen und Gemeinden größere Summen anvertrauen können, um die Auswanderung zu unterstützen, und diese würden ihnen nicht, wie jetzt der Fall ist, gänzlich verloren gehen, wenn die Gesellschaft für die eingezahlten Beiträge arbeitsfähige Arme aus jenen Staaten und Gemeinden unter der Bedingung ansiedelte, daß sie nach und

nach die Auslagen für Ueberfahrt und Anstiedelung zurückzuerstatten hätten. So könnten auch die jährlichen ungeheuern Summen, welche zur Unterstützung der Armuth verwendet werden, wenigstens zum großen Theile armen, aber arbeitsfähigen Familien eine Existenz sichern und dieselben aus Almosenempfängern zu Consumenten heimischer Industrieerzeugnisse machen.

Zudem wir unsere abgerissenen Gedanken über die deutsche Auswanderung, die mehr angedeutet als ausgeführt sind, und welche der Berliner Central-Verein für die deutsche Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheit zum großen Theile vertritt, der für sein redliches und eifriges Bestreben in der Auswanderungssache die größte Anerkennung verdient, mit dem Wunsche schließen, daß Regierungen und Volkswirtschaftsmänner dieser großen Frage unserer Zeit ein lebhafteres und vorurtheilsfreieres Interesse zuwenden mögen, holen wir noch den schuldigen Beweis für das Wachsthum der Auswanderung nach und lassen für unsere Behauptung die Zahlen von Hübnert's Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik sprechen.

Vom Jahre 1819 bis zum Jahre 1846, von wo an man erst dem statistischen Nachweise der Auswanderer mehr Aufmerksamkeit zuwendete, betrug die Zahl der Ausgewanderten, wobei indeß nur diejenigen mitgerechnet sind, welche bei den Hafen-, resp. Polizeibehörden als solche angemeldet wurden, während die bedeutende Zahl derjenigen, welche als Passagiere mit den Dampf- oder Kaufahrtschiffen das Vaterland bleibend verlassen haben, nicht mit eingeschlossen ist:

im Jahre 1819	4700	Persouen
" " 1820	2200	"
" " 1821	2200	"
" " 1822	2400	"
" " 1823	2500	"
" " 1824	2700	"
" " 1825	4300	"
" " 1826	4800	"
" " 1827	11000	"
" " 1828	9500	"
" " 1829	8000	"
" " 1830	15000	"
" " 1831	15100	"
		84400 Transp.

	Transp. 84400 Personen			
im Jahre	1832	24200	=	
"	"	1833	20000	"
"	"	1834	24000	"
"	"	1835	17600	"
"	"	1836	24000	"
"	"	1837	33000	"
"	"	1838	20000	"
"	"	1839	28000	"
"	"	1840	28000	"
"	"	1841	22000	"
"	"	1842	20000	"
"	"	1843	23000	"
"	"	1844	34701	"
"	"	1845	67209	"
"	"	1846	106662	"
"	"	1847	110434	"
"	"	1848	83511	"
"	"	1849	85127	"
"	"	1850	89838	"
"	"	1851	113199	"

Sa. 1,058,881 Personen,

so daß also die Totalsumme der bloß in den sechs Jahren von 1846 bis 1851 aus Deutschland Ausgewanderten die ungeheure Zahl von 588,771 Personen beträgt.

Vom Jahre 1846 ab betrug die Zahl der Auswanderer und vertheilte sich nach den einzelnen Einschiffungshäfen in folgender Weise:

Bremen	1846	32372	1847	33682
Hamburg	"	5357	"	8628
Ostseehäfen	"	329	"	74
Havre	"	32381	"	39474
Dünkirchen	"	1475	"	—
Antwerpen	"	13120	"	14613
Rotterdam	"	9547	"	13060
	"	<u>94,581</u>	"	<u>109,531</u>

Bremen	1848	29947	1849	28629
Hamburg	=	7585	=	7620
Ostseehäfen	=	—	=	—
Havre	=	25506	=	33898
Dünkirchen	=	—	=	—
Antwerpen	=	11073	=	10260
Rotterdam	=	7784	=	8695
	=	<u>81,895</u>	=	<u>89,102</u>
Bremen	1850	25776	1851	37943
Hamburg	=	11062	=	18127
Ostseehäfen	=	223	=	—
Havre	=	32687	=	44234
Dünkirchen	=	—	=	—
Antwerpen	=	7016	=	9243
Rotterdam	=	5640	=	3000
	=	<u>82,404</u>	=	<u>112,547.</u>

Von der Höhe der Auswanderung in den letzten drei Jahren wird man sich einen Begriff machen können, wenn man aus dem vierten Bericht des Nachweisungs Bureau's für Auswanderer in Bremen ersieht, daß über diesen Hafenplatz, allein

	im Jahre	1852	58551	Personen
=	=	1853	58511	=
=	=	1854	78675	=

zusammen also 193,937 Personen

das Vaterland auf immer verlassen, und bedenkt, daß sich unter der Gesamtsumme der in New-York gelandeten Einwanderer

1852 118,125, 1853 119,644, 1854 166,723

Deutsche befanden, während die Zahl der Engländer und Irländer

1852 115,527, 1853 113,146, 1854 109,020

betrug.

Rechnet man auf jeden Auswanderer nur 200 Thlr., welche er aus seiner Heimath fortführt, so hat die Auswanderung von 1819 bis 1851 die Unsumme von mehr als 211 Millionen Thalern baares Kapital dem deutschen Vaterlande entzogen, und bei demselben niedrigen Ansätze beträgt der Verlust Deutschlands an baarem Kapital durch die Auswanderung in den letzten drei Jahren allein nicht weniger als 80,898,400 Thaler — Verluste, die, das unschätzbare Kapital an Arbeitskraft mit hinzu gerechnet, gewiß im Stande sind, dieser großen Frage unserer Zeit eine ihrer Bedeu-

tung entsprechende Aufmerksamkeit von Seiten unserer Regierungen und Staatsmänner zuzuwenden!

Wird die deutsche Auswanderung unter der besonderen Fürsorge der Regierungen nach dem Süden Amerika's concentrirt, so wird sie, anstatt wie bisher ein Krebschaden zu sein, der immer weiter frißt, für das Mutterland nicht nur einem Aderlaß gleichen, der das überschüssige Blut eines Vollsaftigen entfernt und eine freiere Circulation des vorher in seiner Ueberfülle stagnirenden Blutes erzeugt, sie wird auch dem deutschen Fleiße und der deutschen Ehre über dem Ocean eine große Zukunft bereiten, die bei der gegenwärtigen Richtungslosigkeit der Auswanderung dahinstechen und ohne Rettung verschmachten müssen.

Haben wir nun die Nothwendigkeit erkannt, den Strom der Auswanderung nach dem südlichen Amerika zu leiten, so bietet sich unserm Blick, wenn wir Chili, Venezuela und die La Plata-Staaten wegen ihrer noch in der Entwicklung begriffenen und deswegen namentlich dem an eine gesetzlich geregelte Existenz gewöhnten Deutschen für eine Auswanderung dahin nicht zu empfehlenden Staaten übergehen, in erster Stelle das Kaiserreich Brasilien dar, in dessen Betrachtung vom Standpunkte der deutschen Colonisation aus wir die Aufgabe der folgenden Blätter finden wollen.

Brasilien.

I. Innere politische Geschichte seit 1808. — Zur Charakteristik des Kaisers Dom Pedro II.

Inmitten der spanisch-amerikanischen Republiken ist unter allen Staaten Süd-Amerika's Brasilien allein eine constitutionelle Monarchie geblieben. Neben den politischen Umständen, welche die Aufrechterhaltung der monarchischen Regierungsform in Brasilien begünstigten, läßt sich auch in der Lage der ehemaligen portugiesischen Besitzung selbst eine hinreichende Ursache erkennen, um dieses Ergebnis als etwas ziemlich Natürliches anzusehen. Trotz seiner ungeheuern Ausdehnung bildet Brasilien seiner geographischen Lage nach einen geschlossenen und einheitlichen Staat, und tief in das Innere des Continents sich erstreckend und mit seiner Westgrenze von Norden nach Süden alle ehemaligen spanischen Staaten berührend, theilt es sie gewissermaßen, ohne selbst sein Gebiet irgendwie getrennt oder zerstückelt zu sehen und ohne daß irgend eine Enclave diese große zusammenhängende Ländermasse unterbricht, welche für sich allein die Hälfte Süd-Amerika's einnimmt, und der nur die Bevölkerung mangelt, um den unverstiegbaren Segen des Landes mit leichter Mühe zu ernten. Ein Flächenraum von 130,000 geographischen □ Meilen bietet mit seinem jungfräulichen Boden alle Hülfquellen und Elemente des innern Wohlstandes. Die Ausdehnung der brasilianischen vom Atlantischen Ocean bespülten Küsten von Norden nach Süden zwischen dem französischen Guiana und der Republik von Uruguay beträgt ohngefähr 2000 Lieues, und es gibt zahlreiche Buchten und Häfen an denselben, worunter San Luis, Paranahyba, Alagoas, Sergipe del Rey, Bahia, Porto Seguro, Rio de Janeiro, Porto Alegre u. a. als die vorzüglichsten zu nennen sind.

Brasilien zerfällt in achtzehn große Provinzen, nämlich: Rio de Janeiro, San-Paulo, Santa-Catarina, San-Pedro-do Sul,

Matto Grosso, Goyaz, Minas Geraes, Espiritu Santo, Bahia, Sergipe, Alagoas, Pernambuco, Parahyba, Rio Grande, Ceara, Piahy, Maranham und Pará, welche etwas über 6 Millionen Einwohner enthalten, und von den größten Städten zählt Rio de Janeiro, die Hauptstadt des Reichs, einer der größten Handelshäfen der Welt, 240,000, Bahia 140,000, Pernambuco 60,000 Einwohner.

Was die politische Existenz Brasiliens betrifft, so war es bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts eine bloße Colonialbesitzung Portugals. Im Jahre 1808 zog sich Johann VI., König von Portugal, aus Furcht vor der französischen Invasion unter dem Schutze einer englischen Flotte mit seiner ganzen Familie nach Brasilien zurück, dessen Häfen sofort für alle Nationen mit Ausnahme Frankreichs, das sich erst nach der Rückkehr der Bourbonen dieser Begünstigung zu erfreuen hatte, geöffnet wurden. Der König hatte in Portugal eine Regentschaft zurückgelassen und dem englischen General Beresford sehr ausgedehnte Vollmachten über die Armee übergeben, die dieser mißbrauchte. Im Jahre 1813 wurde aus Veranlassung der Anwesenheit des Hofes Brasilien von einer Colonie zum Range eines Königreichs erhoben. Weniger aus freisinnigen Grundsätzen, als vom Hass gegen Beresford und die Regentschaft getrieben, welche in Gemeinschaft handelten, vielleicht auch zum Theil aus Eifersucht darüber, daß diese südamerikanische Colonie der Sitz des Hofes und der Regierung sein sollte, machten die Portugiesen in Porto einen Aufstand, riefen die Verfassung vom Jahre 1820 aus und zwangen auf diese Weise den König Johann VI. zur Rückkehr nach Lissabon. Als er im Jahre 1821 Rio de Janeiro verließ, sagte der König zu seinem Sohne: „Wenn irgend ein Abenteurer die Krone Brasiliens auf sein Haupt setzen will, so setze sie lieber selbst auf, und wenn du siehst, daß das Land nach Unabhängigkeit strebt, so folge der Bewegung, anstatt ihr zu widerstehen, und beherrsche sie.“

Diese Unabhängigkeitsbestrebungen ließen in der That auch nicht lange auf sich warten; die Partei der Unabhängigkeit trat bald hervor und Dom Pedro, der liberale Ideen an den Tag legte und sich hauptsächlich von dem berühmten José Bonifacio d'Andrada leiten ließ, berief im Jahre 1822 eine constituirende Versammlung. Jedoch behielt die portugiesische Gesinnung fortwährend in ihm die Oberhand, und so gewann es Anschein, als lege er wenig Werth auf

die Meinung der Brasilianer, die ihn zum Kaiser ausgerufen hatten, ein Anschein, der dadurch zur Gewisheit wurde und ihm die Brasilianer vollends entfremdete, daß er den in Brasilien ansässigen Portugiesen einen großen Einfluß einräumte. Nachdem Dom Pedro auf diese Weise die Portugiesen, deren Mißfallen seine ersten politischen Acte erregt hatten, wieder versöhnt, entließ er nicht nur das Ministerium d'Andrada, sondern er ging sogar noch weiter, indem er unter dem ersten besten Vorwande die Auflösung der constituirenden Versammlung anordnete, die ihrerseits nicht immer zu Gunsten des Landes gehandelt und nachdem sie anfangs den Despotismus des Ministeriums d'Andrada begünstigt hatte, jedoch zu spät, sich nach dessen Sturze den freisinnigen Ideen wieder anschließen wollte.

Die Auflösung der constituirenden Versammlung brachte im ganzen Lande einen ungeheuren Eindruck hervor und Dom Pedro sah sich durch die öffentliche Meinung gezwungen, eine Constitution zu geben, die von den einzelnen Municipalitäten angenommen werden sollte. Diese Constitution wurde in der That auch von einem großen Theile der Bevölkerung beschworen und ist mit einigen nach und nach darin angebrachten Modificationen zur Zeit noch in Kraft. Mehrere Provinzen des Nordens, die sich jedoch weigerten, dieselbe anzuerkennen, und sich zu Gunsten der aufgelösten constituirenden Versammlung erklärten, wurden im Jahre 1824 unterworfen und die Häupter des Widerstandes in Rio de Janeiro hingerichtet.

Nach diesem Siege beobachtete die portugiesische Partei, an deren Spitze der Kaiser selbst stand, nun keine Rücksichten mehr, und alle Stellen wurden ausschließlich an Portugiesen und solche Leute vergeben, die, in Brasilien geboren, sich ihren Ideen angeschlossen hatten. Die Einheimischen, welche die Mehrzahl im Lande bildeten und die sich in den Provinzen Bahia, Pernambuco, Maranhão, Pará, Ceará und Piauy zuerst für die Unabhängigkeit erklärt hatten, wurden bei den Gewalthabern verdächtig und alles politischen Einflusses beraubt, ja man sprach schon davon, das Grundgesetz abzuschaffen, und dies würde auch ohne allen Zweifel geschehen sein, wenn nicht der inzwischen im Süden ausgebrochene Krieg die Constitution in einen mächtigen Schild verwandelt hätte, hinter welchem die Gewalt Schutz suchte, bis der Sturm vorübergegangen wäre.

Montevideo hatte nemlich, Einflüsterungen und Versprechungen nachgebend, seine Einverleibung in das brasilianische Kaiserreich ausgesprochen und sogar in die brasilianische constituirende Versammlung, wie später in die unter dem Einflusse der octroirten Verfassung ernannte Kammer seine Repräsentanten geschickt. Als die letztere jedoch nicht zusammentrat und auf der andern Seite Dom Pedro, seiner Politik tren, Portugiesen oder ihrer Partei angehörenden Brasilianern die Regierung Montevideo's übertrug, erhob sich die cisplatinische Republik und kämpfte, von Buenos-Ayres unterstützt, von Neuem um ihre Unabhängigkeit.

Da Dom Pedro zur Führung des Krieges Geld nöthig hatte und fürchtete, ohne Zustimmung der Deputirten-Kammer keine Anleihe abschließen zu können, berief er sie im Jahre 1826 zusammen. Um den Schein zu wahren, hatte das Ministerium zwar die Wahlen zur ersten Kammer vornehmen lassen, allein die Deputirten hatten beinahe ein Jahr nach ihrer Ankunft in Rio de Janeiro zugebracht, indem sie von Tag zu Tag die immer versprochene Eröffnung der nächsten Sitzung abwarteten, und um dieses Spiel, welches man mit den Deputirten trieb, zu beendigen, bedurfte es für die Regierung nichts Geringeres, als die Nothwendigkeit, in die sie sich versetzt sah, eine Anleihe abzuschließen, sodaß sie sich endlich bewogen fand, die beiden Kammern zu berufen.

Trotzdem daß diese erste gesetzgebende Versammlung unter dem überwiegenden Einflusse der Regierung gewählt worden und die Mehrzahl ihrer Mitglieder dem Ministerium fast gänzlich zugethan war, so fehlte es dennoch nicht an einer gewissen Zahl unabhängiger Männer, die sich bei verschiedenen Gelegenheiten gegen den in Montevideo und Buenos-Ayres geführten Krieg aussprachen. Um aber dem Vorwurf zu entgehen, als begünstigten sie die Fremden zum Nachtheil des eignen Landes, begnügten sich diese Männer in anerkennungswerther Mäßigung damit, die übertriebenen Forderungen der Regierung herabzustimmen, indem sie nur die für die Umstände unumgänglich nothwendigen Summen votirten. Außerdem brachten sie einige Gesetze zu Stande und bereiteten Arbeiten vor, welche ihre Nachfolger fortführten.

Inzwischen wurde der Krieg im Süden bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolge fortgesetzt, bis sich Dom Pedro endlich genöthigt sah, den Frieden abzuschließen, und die cisplatinische Republik unter der Garantie Englands gegründet wurde. Dieser

Krieg, der die brasilianische Schuld um ein Bedeutendes vermehrte, trug nicht wenig dazu bei, die Unbeliebtheit, in welcher der Kaiser Dom Pedro stand, zu erhöhen. Als dieser und seine Partei wahrnahmen, daß die Opposition immer mächtiger wurde, beschloffen sie, dieselbe zu vernichten, und gründeten zu diesem Zwecke in Fernambuco die sogenannte „Säulengesellschaft,“ welche sich unter dem Schutze der Regierung die Aufgabe stellte, aus der Verfassung alle Bestimmungen von demokratischem Gepräge zu entfernen, namentlich diejenige, welche den Repräsentanten die Initiative der Gesetze verlieh, und ähnlich der durch die Charte von 1814 eingeführten französischen Pairskammer eine erbliche Kammer zu gründen.

Was bei dieser Gesellschaft insbesondere die Eifersucht der Brasilianer erweckte, war der Umstand, daß sie fast ausschließlich aus Portugiesen bestand. Die neue Kammer war bereits erwählt und bei der Aufregung der Gemüther die Wahl größtentheils auf Männer der extremsten Partei gefallen, so daß sie beinahe nur aus Antipoden, aus äußersten Oppositionsmitgliedern und retrograden Anhängern der ministeriellen Partei bestand; die Opposition jedoch hatte die Masse, die öffentliche Meinung, die bestredigten Zeitungen, die ganze Jugend des Landes und eine große Zahl der wichtigsten und einflußreichsten Männer für sich, mit einem Worte: sie war Alles. Unter dieser Legislatur wurde das Strafgesetzbuch Brasiliens von dem berühmten Mitgliede der Opposition, Pereira de Vasconcellos, welcher später der am meisten retrograden Partei angehören sollte, begonnen. Das im Jahre 1829 publicirte Strafgesetzbuch stützt sich fast ausschließlich auf die Grundsätze des englischen Rechtsgelehrten Bentham, und von dieser Zeit datirt auch in Brasilien die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen.

Der Kaiser Dom Pedro, der das Falsche seiner Stellung recht gut begriff, mochte sich auch wohl zuweilen versucht fühlen, sich der brasilianischen Partei in die Arme zu werfen, allein seine Umgebung hinderte ihn daran und drängte ihn unablässig in die portugiesische zurück. Als er, um sich Anhänger zu verschaffen, in die bevölkerteste Provinz von Brasilien, Minas Geraes, eine Reise unternommen hatte, und ohne seinen Zweck erreicht zu haben, verstimmt in die Hauptstadt zurückkehrte, beschloffen die Portugiesen, um seinen Muth wieder zu beleben und ihren eigenen Einfluß zu heben, ihm im März des Jahres 1831 eine glänzende Huldigung zu bereiten, indem

sie laut schriehen: „Es lebe der Kaiser ohne die constitutionellen Fesseln!“ Als jedoch kurz darauf in einer Nacht desselben Monats die Portugiesen sich auf verschiedene Gruppen unbewaffneter Brasilianer stürzten, ohne daß die Regierung den Schuldigen nachforschen ließ, war dies der Funke, der Alles entzündete. Dom Pedro änderte zwar sein Ministerium, um Zeit zu gewinnen, und umgab sich mit Männern von einem versöhnlichen Charakter, allein schon nach drei Tagen rief er, von seinen Rathgebern der Schwäche beschuldigt, die verabschiedeten Minister wieder zurück. Bei dieser Nachricht griff ganz Rio de Janeiro und die Umgegend zu den Waffen, und die Deputirten, Anführer der Armee und Magistratspersonen unterstützten diese Bewegung, welche die Entlassung der Minister durchsetzen wollte, so daß Dom Pedro, der nicht nachgeben wollte, von allen Seiten hart bedrängt, am 7. April 1831 zu Gunsten seines Sohnes, Dom Pedro II., abdankte und sich mit der Kaiserin Amalie, der Tochter Eugène's von Beauharnais, seiner zweiten Gemahlin, sowie mit Dona Maria da Gloria, der nachmaligen Königin von Portugal, und einer kleinen Anzahl seinem Schicksal treu gebliebener Diener nach Europa einschiffte, indem er außer seinem Sohne, Dom Pedro II., noch drei Töchter zurück ließ: Dona Januaria, die sich später mit dem Grafen von Aquila, Bruder des Königs von Neapel, vermählte, Dona Paula, die ein Jahr nach der Entsagung ihres Vaters starb, und Dona Francisca, die spätere Gemahlin des Prinzen von Joinville.

Nach der Abdankung Dom Pedro's I. spaltete sich die Opposition in zwei Fraktionen, von welchen die eine, exaltirte, sofort die Republik ausrufen wollte, während die gemäßigtere, obschon sie aufrichtige Republikaner zu ihren Mitgliedern zählte, Brasilien für eine so vollständige Umwandlung noch nicht für vorbereitet genug glaubte und aus Liebe zum Lande die regierende Familie auf dem Throne erhielt.

Von der Partei, welche sich für die Monarchie ausgesprochen, wurde nach der Abdankung Dom Pedro's I. eine provisorische Regentschaft ernannt, welche während der Minderjährigkeit des jungen Kaisers das Land regieren sollte. Diese Regentschaft bestand aus dem Marquis de Caravellas, der an der Abfassung des Grundgesetzes großen Antheil hatte, dem General Francisco de Lima, der, ohne es zu wollen, bei der Revolution vom 7. April gegen Dom Pedro I. betheiliget war und dessen Mitwirkung wegen seiner

zahlreichen Verwandten, Söhne und Brüder, die großen Einfluß bei der Armee hatten, von nicht geringer Wichtigkeit war, und endlich aus dem damals wegen seiner freisinnigen Ansichten sehr beliebten Campos Vergeiro, und einer ihrer ersten politischen Acte war die Wiederwahl derjenigen zu Ministern, welche der Kaiser Dom Pedro genommen und nach drei Tagen wieder entlassen hatte. Da Caravellas, Lima und Vergeiro jedoch nur von den während der Zwischenzeit der Sitzung in Rio de Janeiro anwesenden Deputirten und Senatoren zu Regentschaftsmitgliedern ernannt worden waren, weshalb ihre Regentschaft mehr einen provisorischen Charakter hatte, so entwarf die Nationalversammlung, als sie vollständig geworden war, ein Gesetz, welches die Rechte der Regierung näher bestimmte, und ernannte eine definitive Regentschaft, die aus Francisco de Lima, dem Dr. Costa Carvalho und dem Dr. Braulio Moniz bestand.

Nicht zufrieden mit den Zugeständnissen der herrschenden Partei, erhoben die Exaltirten in Rio de Janeiro, Pernambuco, Maranhão und verschiedenen anderen Provinzen des Kaiserreichs die Fahne des Aufbruchs, den jedoch die Regierung ohne Mühe unterdrückte, wobei sie durch die großmüthige Milde und Verzeihung, welche sie den Aufreihern angedeihen ließ, immer fester Wurzel faßte.

Nach der Niederlage der Exaltirten erhob sich die am 7. April besiegte retrograde Partei, welche sich mit den Gemäßigten gegen die Exaltirten verbunden hatte, sowie sie die Gemäßigten von den Exaltirten getrennt sah, zu Gunsten der Wiedereinsetzung Dom Pedro's I., der gerade damals daran arbeitete, seine Tochter gegen die Ansprüche Dom Miguel's auf den portugiesischen Thron zu erheben. Allein diese Erhebung der Rückschrittpartei wurde von der permanenten Regentschaft, die den Justizminister Vater Feijó, den energischsten Mann, den Brasilien jemals besessen, unterstützt wurde, eben so vollständig bewältigt, als die der Exaltirten, und nun sah sich die Regierung in den Stand gesetzt, mit Wiederherstellung der Ordnung auch eine regelmäßige Verwaltung der Finanzen einzuführen und muthig die Initiative einer großen Anzahl von Verbesserungen zu ergreifen.

Indeß waren die Exaltirten durch ihre Niederlage noch nicht entmuthigt worden, ihre Pläne aufzugeben, und ein zweiter Versuch, sich der Gewalt zu bemächtigen, indem sie die Provinzen Pernambuco, Maranhão und Pará zum Aufstande brachten, wobei es an gräßlichen Austritten nicht fehlte, lief für die exaltirte Partei

nicht weniger unglücklich ab; die Regierung wurde mit Ausnahme des republikanischen Aufstandes, der in der Provinz Rio Grande do Sul ausbrach und sich bis zum Jahre 1844 verlängerte, aller dieser Versuche bald und glücklich Meister.

Der Pater Feijó, darüber erbittert, daß die retrograde Partei die Dienste nicht anerkannte, welche ihr die Regentschaft durch die Unterdrückung der Exaltirten geleistet hatte, versuchte am 31. Juli 1832 die Sympathien der Letzteren dadurch für sich zu erwecken, daß er ihnen gewisse freisinnige Reformen gewährte; allein der Nationalhaß setzte diesem Staatsstreich einen eben so kräftigen Widerstand entgegen, daß er sich ungeachtet seiner großen Verdienste genöthigt sah, seine Stellung aufzugeben. Seitdem gelangten vorübergehend mehrere Cabinetts in den Besitz der Gewalt, und die retrograde Partei verdoppelte im Vertrauen auf den Schutz des Vormundes des Kaisers selbst ihre Kühnheit. Als Dom Pedro I. die Krone niederlegte, hatte er den ersten Minister zur Zeit der Unabhängigkeit, den bereits früher genannten José Bonifacio d'Andrada, den er selbst, als er die constituirende Versammlung auflöste, nach Frankreich verbannt, mit welchem er sich jedoch nach seiner Rückkehr aus der Verbannung wieder ausgesöhnt hatte, zum Vormund seines Sohnes, des jungen Kaisers Dom Pedro II. ernannt. Zwar wollte die Nationalversammlung Dom Pedro I., da er abgedankt hatte, nicht das Recht zuerkennen, den Vormund des jungen Herrschers zu erneuen; jedoch aus Rücksicht für den Fürsten, welcher der Haupturheber der brasilianischen Unabhängigkeit gewesen war, gab sie endlich ihre Zustimmung zur Wahl des Mannes, den er selbst zum Vormund gewählt hatte. Allein d'Andrada, der sich dadurch verletzt fühlte, daß die gemäßigtere Partei die drei Mitglieder der permanenten Regentschaft seinem Bruder Antonio Carlos d'Andrada vorgezogen hatte, verband sich, obgleich zum Vormund des jungen Kaisers ernannt, zuerst mit den Exaltirten und nach deren Niederlage mit der retrograden Partei zum Sturze der permanenten Regentschaft. Zwei energische Männer aber, die damals ins Ministerium traten, Aureliano de Souza und Chichorro da Gama, später Rätbe der Krone, vernichteten diese Partei durch Absetzung d'Andrada's als Vormund, wozu nun der Marquis d'Itanhæm ernannt wurde, der von Paulo Barbosa, damals Majordomus des Palastes, nachherigem brasilianischen Minister in Wien, unterstützt, sich ausschließlich

der Erziehung seines Mündels widmete und trenn seiner Pflicht, welche dem Vormunde untersagte, sich in die Politik des Landes zu mischen, seine Thätigkeit auf zahlreiche Verbesserungen im Innern des Palastes beschränkte.

Inzwischen benutzten die Freunde des Pater Feijó, ehrgeiziger als er selbst, den Aufstand von Rio Grande do Sul dazu, die Schuld dieses Ereignisses sowohl, als auch der Empörungen der übrigen Provinzen der Schwäche der Regentschaft beizumessen, und behaupteten, daß eine aus drei Mitgliedern bestehende Vollziehungsbehörde nicht im Stande sei, die erforderliche Energie zu entwickeln; so bildete sich eine Partei, die nichts weniger beabsichtigte, als die Abschaffung jener Bestimmungen der Verfassung, kraft welcher drei Mitglieder ernannt wurden, um während der Minderjährigkeit des Kaisers in dessen Namen zu regieren. Da die permanente Regentschaft zu dieser Aenderung gern die Hand bot, so wurde die Verfassung nicht nur in Betreff dieses Punktes abgeändert, sondern auch noch in so fern, als den gesetzgebenden Kammern der Provinzen erweiterte Vollmachten eingeräumt wurden. Zu jener Zeit, als Pater Feijó die Versuche der retrograden Partei sowohl als die der Exaltirten in gleicher Weise unterdrückt hatte, war er ein Mann von so außerordentlicher Popularität geworden, daß er ohne Schwierigkeit zum Regenten ernannt wurde; allein als Regent zeigte er sich nicht als den Mann, der er an der Spitze des Justizministeriums gewesen, und bestand insbesondere mit entschiedener Hartnäckigkeit darauf, ohne Mitwirkung der legislativen Kammer zu regieren. Mit einer unbeugsamen Zähigkeit des Charakters begabt, zog er es vor, lieber gänzlich zu brechen, als nachzugeben, und reichte bei der Versammlung seine Entlassung als Regent ein, indem er der Verfassung zufolge dem Minister des Innern, Araujo Lima, die Regierung überließ. Inzwischen glaubte die retrograde Partei, welche insgeheim den Pater Feijó als Regenten zu stürzen versucht und in Bahia sogar einen Aufstand erregt hatte, wobei sie sich aber hinter die Exaltirten gesteckt und diese die Waffen hatte ergreifen lassen, ohne Schwierigkeit die von ihr sogenannten Republikaner besiegen und beherrschen zu können; allein Feijó, der in dem Augenblicke, wo die Empörung ausgebrochen war, seine Entlassung einreichte und die Gewalt in die Hände der Retrograden niederlegte, vereitelte auf diese Weise den Plan der Aufständischen, und so sahen sich die Minister gezwungen, eine Bewegung zu bekämpfen, die von

ihren eigenen Anhängern und in ihrem eigenen Interesse gemacht worden war — mit einem Worte, der Aufstand von Bahia wurde besiegt.

Das von Araujo Lima ernannte Cabinet hatte zum ersten Minister Pereira de Vasconcellos, der, früher ein heftiges Mitglied der Opposition, sich nichtsdestoweniger der ärgsten Reaction in die Arme warf. Die natürliche Folge davon war ein plötzlicher Umschlag in den politischen Richtungen und die Spaltung der Gemäßigten. Die Einen gingen zu den heftigsten Retrograden über, die Andern verbanden sich mit den Exaltirten, die später ihre Meinungen modificirten. Der Krieg von Rio grande wurde von Tag zu Tag erbitterter; der Feind hatte an seiner Spitze Männer von Talent, welche sich plötzlich in Generale verwandelten und zehn Jahre hindurch alle Streitkräfte des Reiches zurückschlugen. Auch in Minas Geraes fand eine Erhebung statt, die jedoch bald unterdrückt wurde. Der Krieg von Rio grande lastete schwer auf der ministeriellen Partei, welche den Vater Feijó und die Minister Aureliano und Montezuma des Einverständnisses mit den Republikanern des Südens angeklagt hatte und, zur Gewalt gelangt, nicht glücklicher war als ihre Vorgänger.

Die seit der Erhebung Araujo Lima's zur Gewalt auf die Seite geschobenen Liberalen schützten sich, verbunden mit der Partei von Antonio Carlos d'Andrada, die Gewalt wieder in ihre Hände zu bekommen, und bedienten sich ihrerseits gegen ihre Feinde der monarchischen Waffen, womit diese sie bekämpft hatten. Indem sie die Volljährigkeit Dom Pedro's II. beschleunigten, erhoben sie ihn vermittelst einer schlan angelegten parlamentarischen Revolution im Jahre 1841 in einem Alter von 15 Jahren auf den Thron. Dadurch kam ein Coalitions-Ministerium an die Spitze der Geschäfte, das gleich vom Beginn die Keime des Todes in sich trug, da es aus lauter Männern gebildet war, die unter verschiedenen Fahnen gedient hatten. Anstatt die Interessen des Landes zu überwachen, beschäftigte es sich nur mit Intriquen und der Hofetiquette, und diese unglückselige Haltung, verbunden mit der für seine Kollegen verkehrenden Eitelkeit des Antonio Carlos d'Andrada, beschleunigte den Fall dieses Cabinets.

Das neue, aus Männern verschiedener politischer Farben zusammengesetzte Ministerium, in welchem von den abgetretenen Ministern nur Aureliano de Souza verblieben war, leistete

anfänglich einige Dienste, ließ sich jedoch bald von kleinlichen Eifersüchteleien fortreißen und spaltete sich, so daß Aureliano de Souza selbst sich genöthigt sah, das Portefeuille des Auswärtigen niederzulegen. Sein Fall führte eine neue ministerielle Combination herbei, und die beiden Parteien, welche Brasilien trennen, haben seitdem besondere Benennungen erhalten: die eine, welche Saquarema heißt und der Torypartei in England entspricht, hat ihren Namen von einem Burgfleck, in dessen Nähe der Minister Rodriguez Torres eine Plantage besaß; die andere, Santa Luzia genannt und der Whigpartei entsprechend, ist nach einem Dorfe von Minas Gerais genannt, wo die Liberalen von ihren Gegnern in einem Treffen besiegt wurden:

Das aus der Partei der Saquaremas gebildete Cabinet, dessen Mitglieder größtentheils Männer von Verdienst waren, beharrte indessen auf dem nemlichen Systeme der Anduldsamkeit, wie seine Vorgänger. Zahlreiche Absetzungen folgten rasch aufeinander, wovon besonders eine, die des Zolldirectors von Rio de Janeiro, des Dr. Saturnio de Souza, großes Aufsehen erregte. Da aber der Kaiser sich weigerte, dieselbe zu genehmigen, so erfolgte abermals eine Auflösung des Cabinets und die Gewalt fiel wieder in die Hände der Santa-Luzias.

Unter den Männern, welche, dieser Partei angehörend, das neue Ministerium bildeten, befanden sich einige wahrhaft ausgezeichnete, und von diesen ganz vorzüglich Alves Branco und Paulo Souza, der Eine als Rechtsgelehrter, Finanzmann und Gelehrter im Besitze der mannigfaltigsten Kenntnisse, der Andere im constitutionellen Recht und den philosophischen Studien sehr bewandert und zu gleicher Zeit seines unbestechlichen Charakters wegen auf das vortheilhafteste bekannt. Bis zum Jahre 1848 standen die Santa-Luzias an der Spitze der Gewalt, als Paulo Souza, der die von ihm als Ungerechtigkeiten bezeichneten Handlungen seiner Collegen nicht länger ertragen wollte, plötzlich seine Stellung aufgab und dadurch den Sturz seiner ganzen Partei nach sich zog.

Nun bildete sich ein Cabinet, das aus Paulino, Minister des Auswärtigen, dem Finanzminister Rodriguez Torres, einem überaus thätigen Manne, welchem Brasilien einen sehr großen Theil seiner Verbesserungen in seinen ökonomischen Verhältnissen verdankt, Montalegre, Minister des Innern, Souza e Mello, Kriegsminister, Vieira Costa, Marineminister, und Queiroz Cou-

tinho, Justizminister, bestand. Sowie die Partei der Saquaremas wieder zur Gewalt gelangte, brach in der Provinz Fernambuc ein von den Anhängern des gefallenen Ministeriums erregter Aufstand los, der jedoch nur zur Befestigung des neuen Ministeriums diente.

Die Parlamentsverhandlungen des Jahres 1850 haben zwei wichtige Maßregeln zur Folge gehabt, deren eine die Colonisirung Brasiliens und deren andere den Sklavenhandel zum Gegenstand hat. Was erstere betrifft, so hatte Brasilien schon früher vielfache Versuche zur Einführung fremder Colonisten gemacht; allein der feindselige Geist, welcher die Regierung Johann's VI. beherrschte, vereitelte vor der Unabhängigkeitserklärung alle derartigen Maßregeln; es hatten sich bis dahin nur zwei Schweizerniederlassungen zu San Leopoldo und Santagallo gebildet. Erst seit fünf Jahren hat die Einwanderung eine große Aufmunterung gefunden: eine neue deutsche Colonie wurde auf Kosten des Kaisers und der Provinz sieben Stunden von Rio de Janeiro auf einem Berge gegründet, dessen Klima nicht nur dem vom südlichen Italien zu vergleichen, sondern ihm noch darin vorzuziehen ist, daß es im Sommer weniger heiß ist. Wo vor Kurzem noch ein Urwald stand, zählt Petropolis jetzt etwa 4000 Einwohner mit einer starken deutsch-evangelischen Gemeinde, die ihren eigenen Pfarrer hat, und ein Sommerresidenzschloß des Kaisers, wohin er sich jeden Sommer vor der Hitze seiner Hauptstadt zurückzieht. Die Männer, denen man die Errichtung dieser Colonie verdankt, sind der General Paulo Barbosa, Majordomus des kaiserlichen Palastes, Kaller, ein in Brasilien naturalisirter Deutscher, und der Staatsrath Aureliano, der als Präsident der Provinz das ganze Unternehmen leitete.

Um der Colonisation einen noch größern Aufschwung zu geben, haben die Kammern im Jahre 1850 ein Gesetz erlassen, zufolge dessen gegen eine kleine Vergütung Grund und Boden an solche überlassen wird, die denselben anbauen wollen. Dasselbe Gesetz belegt nichtbebautes Land mit einer Abgabe, welches der Besitzer in Folge von Erbschaft, durch Ankauf oder frühere Schenkungen in den Händen hat, eine Maßregel, die zum immer größern Emporblühen des Ackerbaues wesentlich beiträgt.

Eine zweite Maßregel, wodurch sich die Regierung Dom Pedro's II. ein ewiges Denkmal der Humanität in der Geschichte gesetzt hat, ist die Aufhebung des Sklavenhandels. Dom Pedro I. hatte sich

durch einen mit England abgeschlossenen Vertrag verpflichtet, die Einfuhr afrikanischer Sklaven in das Gebiet des Kaiserreichs zu untersagen; nichtsdestoweniger hatte dieser Handel fortgedauert, ohne daß die brasilianischen Behörden ihm das geringste Hinderniß in den Weg gelegt hätten, und obwohl England zu wiederholten Malen auf die Vollziehung des Vertrages drang, so antwortete die brasilianische Regierung doch stets in wohlmeinenden, aber ausweichenden Worten, ohne daß darum der Sklavenhandel aufhörte. Als die liberale Partei der Santa-Luzias an die Spitze der Gewalt kam, schlugen einige Mitglieder derselben Maßregeln vor, welche die Unterdrückung des Sklavenhandels bezweckten; da aber die Sklavenhändler, die an die Plantagenbesitzer oft ihre Sklaven auf Credit verkauften, durch diese einen großen Einfluß auf die Wahlen der Repräsentanten ausübten, so konnten die Liberalen selbst sich nicht entschließen, sie offen anzugreifen. Die Partei Saquarema begünstigte ihrerseits diesen Handel ziemlich offenkundig. Zuletzt aber sah sich das Ministerium, von England immer mehr in die Enge getrieben, in die Nothwendigkeit versetzt, den Kammern ein energisches Gesetz gegen den Sklavenhandel vorzulegen, das von diesen auch angenommen wurde. Seitdem ist sogar ein Portugiese, der auf frischer That bei Uebertretung dieses Gesetzes ertappt wurde, des Landes verwiesen worden, und überhaupt hat sich die Meinung der Brasilianer in Betreff der Sklavenfrage völlig zu deren Gunsten geändert, da sie einsahen, daß dieser Handel, wovon die Portugiesen allein den ganzen Vortheil haben, über ihr Land früher oder später die verderblichsten Folgen hervorbringen würde. In der That verlassen die meisten Portugiesen, sobald sie genug Reichthümer in Brasilien erworben, mit den daselbst erworbenen Capitalien das Land und die noch ansässigen Portugiesen würden sich größtentheils im Falle eines Krieges nach Portugal einschiffen und den Einheimischen allein die ganze Last des Kampfes überlassen. Ein nicht weniger bedeutendes Motiv zur Abschaffung der Sklaverei liegt in dem Mißverhältniß zwischen der Bevölkerung der Neger und der Weißen und der für die Letzteren daraus entstehenden Gefahr, ja selbst die halsstarrigsten und ungebildetsten Ackerbauer einiger Provinzen im Innern, die eine Cultur des Landes ohne schwarze Sklaven für eine Unmöglichkeit hielten, haben die hochherzige und humane Politik des Kaisers und der gesetzgebenden Kammern, die mit freier Stirn dem allgemeinen Vorurtheile von der Nothwendigkeit der

schwarzen Sklaven entgegentraten, begriffen und angenommen, welche den Wahlspruch führt: „Keine Sklaverei der Schwarzen, europäische Colonisation und durch sie die höchste Blüthe des Ackerbaues, der Industrie und des Handels.“

Dom Pedro II., der jetzige constitutionelle Kaiser von Brasilien, Sohn Dom Pedro's I. von Braganza und Bourbon und der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, der Schwester von Marie Louise, der Gemahlin Ludwig Philipp's, Königs von Frankreich, mit dem die neuere Geschichte des Landes so innig verbunden ist und der auf die heutigen Zustände in Brasilien einen so wesentlichen Einfluß ausgeübt hat, wurde am 2. December 1825 geboren und nach der Abdankung seines Vaters, Dom Pedro I., in einem Alter von 5 Jahren und einigen Monaten zum Kaiser ausgerufen. Seine Erziehung war vortrefflich, seine glücklichen Anlagen, sein Geschmac an den Wissenschaften ließen ihn die reichsten Früchte aus seinem Unterrichte ziehen. Seine beiden Schwestern, Dona Januaria, im Jahre 1844 an den Grafen von Aquila vermählt, und Dona Franziska, 1843 an den Prinzen Joinville vermählt, theilten mit gleichem Eifer seine bedeutenden und vielseitigen Studien, und es ist bekannt, daß es an dem Hofe Ludwig Philipp's keine geistreichere und anmuthigere Frau gab, als die Prinzessin von Joinville. Am 23. Juli 1850 majorenn erklärt, übernahm er in einem Alter von erst 15 Jahr die Regierung in eigener Person, und um den jungen Kaiser zu beurtheilen, seine Klugheit, seine hohe Weisheit und feste Entschlossenheit zu würdigen, muß man der Geschichte des jungen Kaiserreichs von dieser Zeit an folgen, und wird bei jedem neuen Ereignisse von Bedeutung an ihm die Eigenschaften finden, welche große Könige machen, und über seine Reise und die glänzende Wahl der Männer erstaunen, welche unter seinem Einflusse das Staatsruder in Brasilien führen. Keiner, selbst unter seinen ausgezeichnetsten Rätthen, versteht besser als er alle Geheimnisse in den internationalen Fragen der Politik und die Fragen der Parteien, welche der constitutionelle Mechanismus des Kaiserreichs hervorgerufen hat, Niemand als er ist besser in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung bis in ihre kleinsten Einzelheiten hinab unterrichtet. Mit aller Liebe für sein Reich ausgerüstet, hat er einen hohen Begriff von seinen Herrscherpflichten, so daß er sich täglich bemüht, um jeden Preis sich die Kenntniß der Angelegenheiten und der Menschen zu verschaffen, welche die Verwaltungsbehörden

besitzen müssen. Seine große Leutseligkeit, seine Geneigtheit, Alles zu beobachten, Alles zu begreifen, haben ihm durch alle Schwierigkeiten seiner großen Aufgabe den Weg gebahnt.

Wer das Glück hatte, in der Nähe des jungen Kaisers einige Zeit zu verweilen, ist bezaubert von seinem Anstande, welcher sich mit einer anmuthigen Gestalt und einer natürlichen und verständigen Bescheidenheit vereinigt. Seine Züge tragen den Ausdruck der Güte und Ruhe. Er versteht es, einer Sache Gehör zu geben, und außerdem würde man schwerlich einen geistreichern Beurtheiler finden. Es gibt keine Frage, die er nicht mit einer ausgezeichneten Fähigkeit abzuwickeln verstünde, und wahrhaft erstaunt Jeder, der ihn mit gleicher Gewandtheit und Sicherheit über Politik, Handel, Literatur, Geschichte, Poesie, Naturwissenschaften, Physik und Mathematik sprechen hört. Alle Brasilianer, selbst Leute von hohem Verdienste, sehr aufgeklärte und competente Beurtheiler und ehrlich genug, um Nichts zu übertreiben, sprechen über den jungen Kaiser nicht anders als mit dem Enthusiasmus eines wohlbegründeten Stolzes, und nicht ein Einziger von den zahlreichen Reisenden, welchen die Ehre zu Theil wurde, ihm ihre Huldigungen darzubringen, verließ den Kaiser, der mit gleicher Geläufigkeit Englisch, Französisch, Deutsch, Spanisch und Italienisch spricht und schreibt, ohne die höchste Bewunderung.

Selten schreiben die Monarchen für das große Publikum und schwer ist es, sie nach den Werken ihrer Feder zu beurtheilen, doch sind in den zu Rio veröffentlichten diplomatischen Aktenstücken in Bezug auf den Zwist Brasiliens mit Rosas einige Verhandlungen des Kaisers mit dem bevollmächtigten Minister von Buenos-Ayres, dem General Guido, gesammelt worden, aus denen klar hervorgeht, daß er diesem Diplomaten von ausgezeichneter Gewandtheit gegenüber nicht einen Augenblick seine Ueberlegenheit verlor. Indem er die obschwebende Frage mit einer bewundernswürdigen Auffassungsgabe und der Ruhe eines Staatsmanns zusammenfaßte, der sich durch Abschweifungen nicht aufhalten läßt, empfahl er eine friedliche Ausgleichung, indem er merken ließ, daß er nur im äußersten Falle die Hand an den Degen legen würde; denn die Interessen der Menschheit galten ihm mehr als der Ruhm seiner Waffen. Wer diese vortrefflichen Mittheilungen liest, fühlt sich von tiefer Achtung vor diesem jungen, und doch so weisen Monarchen ergriffen, der sich gleich mäßig im Glück als sorgsam für das Wohl seiner Unterthanen

bewies. Die Stürme, welche während seiner Minderjährigkeit sein Reich erschütterten, wo die Anarchie wiederholt ihr Haupt erhob, haben in ihm nur den Wunsch befestigt, alles Mögliche aufzubieten, um das Land der Segnungen des Friedens theilhaftig werden zu lassen, und zu ihrem eigenen Besten hat die brasilianische Bevölkerung begriffen, daß ihr gegenwärtiges und zukünftiges Glück von dem Frieden und der innern Ruhe abhängen, und daß nur in der Befestigung und Achtung der bestehenden Gesetze die Bürgschaft der großen und herrlichen Bestimmung liegt, welcher Brasilien von Tag zu Tage immer mehr entgegengeht.

Von Pedro's II. größtem Werke, das ebenso menschlich als staatsklug, ihm die Sympathien der ganzen civilisirten Welt gewann, der Aufhebung des Sklavenhandels, wie von dem 1850 zur Hebung der Colonisation gegebenen Gesetze haben wir oben bereits gesprochen; allein wenn auch diese für Brasilien so wichtigen Gesetze nicht unter seiner Regierung gegeben worden wären, würden die Unterstützungen, welche er den industriellen Unternehmungen, den öffentlichen Bauten und der Hebung der Verkehrsmittel durch Anlegung von Straßen und Regelung der Flußschiffahrt angedeihen läßt, ihm einen großen Namen in der Geschichte des brasilianischen Kaiserstaates sichern.

Zweimal in der Woche empfängt der Kaiser seine Unterthanen und die Fremden, die ihm vorgestellt zu sein wünschen, und spricht nicht nur mit Jedermann, sondern hört auch Jeden mit Leutseligkeit und Wohlwollen an. Er zieht sich in diesen Verhältnissen nie zurück, bewegt sich aber als vollkommener Edelmann in den Manieren des Hofes. Eingenommen für die Literatur, präsidiert der Kaiser beständig den Sitzungen des historischen und geographischen Instituts zu Rio de Janeiro, und sein Interesse ist niemals lebhafter erweckt, als wenn er von geschichtlichen und literarischen Denkwürdigkeiten hört, welche den Ursprung seines Reiches berühren. Seine Privatbibliothek von 20,000 Bänden ist als eines so großen Kenners und Freundes der Literatur würdig mit dem ausgezeichnetsten Geschmacke ausgewählt.

Dom Pedro hat einen hohen Wuchs und eine gewisse Wohlbeleibtheit, große blaue Augen, Haar und Bart sind blond und reich, ein Bild, das mehr aus dem blonden Deutschland, als aus den heißen Flächen des braunen Rio hervorgegangen zu sein scheint, und unter seiner weißen Haut sieht man das Blut der Erzherzoginnen

von Oesterreich fließen; allein seine südliche Abkunft zeigt sich in der Schnelligkeit seiner Bewegungen, der Kühnheit und Grazie, womit er zu Pferde sitzt. Wenn er zu Rio residirt, steht man ihn überall, sowohl auf Bällen und in Theatern, als bei religiösen Ceremonien.

Am 30. Mai 1853 vermählte sich Dom Pedro II. mit der Prinzessin Theresa Christina Maria, der Schwester des Königs von Neapel, einem Engel von Sanftmuth und Güte. Zwei Prinzen, welche aus dieser Ehe entsprossen, starben schon in der Wiege, und von den beiden Prinzessinen führt die älteste, Isabella Christine Leopoldine, als präsumtive Erbin des brasilianischen Kaiserthrones den Titel einer kaiserlichen Prinzessin.

II. Verfassung. — Finanzen. — Heerwesen. — Cultus. — Wohlthätigkeitsanstalten. — Literatur und Zeitungen. — Charakter der Brasilianer.

Brasilien's Regierung ist eine erbliche constitutionelle Monarchie. Die beiden Kammern, von denen die eine die Deputirten, die andere die auf Lebenszeit gewählten Senatoren umfaßt, werden durch fast allgemeines Stimmrecht ernannt. Gleich den Engländern besitzen die Brasilianer ihre Habeas-Corpus-Akte. Jede Provinz hat ihre eigene Gesetzgebungs-Kammer, in welcher alle Angelegenheiten von rein örtlichem Interesse zur Erledigung gebracht werden; jedoch können diese Gesetze der Provinzial-Kammern vom allgemeinen Congress für null und nichtig erklärt werden, sobald die Versammlung, welche sie angenommen hat, ihre Befugnisse überschreitet. Die politische Organisation Brasiliens ist überhaupt freisinniger als die irgend einer andern constitutionellen Regierung.

Wenn die Gerechtigkeitspflege, namentlich was schnelle Erledigung betrifft, noch in einzelnen Fällen zu wünschen übrig läßt, so liegt der Grund davon nicht in der Organisation der Justizpflege und der Verwaltung überhaupt, sondern in den ungeheuern Entfernungen, welche die Provinzen von dem Sitze der Regierung trennen. In jedem Kirchspiele giebt es einen durch directe Abstimmung ernannten Friedensrichter, welcher in allen minder bedeutenden Rechtsfällen zu entscheiden hat. Außer diesen Friedensrichtern bestehen Distriktsgerichte, wo mit Zuziehung von Geschwornen in erster Instanz Recht gesprochen wird; ebenso giebt es Richter, welchen

die Wahrung der Interessen der Wittwen und Waisen, der Abwesenden, der Geisteskranken und der Sklaven anvertraut ist. Von allen Entscheidungen der Distriktsgerichte können die Verurtheilten an die Obergerichte appelliren, deren es vier giebt und welche in Rio de Janeiro, Bahia, Fernambuc und Maranham ihren Sitz haben. Außerdem ist noch in letzter Instanz ein Recurs an eine Art von Oberapellationsgericht gestattet, welches das Urtheil entweder von einem andern Unterapellationsgerichte sprechen läßt oder dasselbe bestätigt. Dieses letztere Tribunal zählt außerdem zu seinen Pflichten, in vorkommenden Fällen über die Provinzial-Präsidenten, die Mitglieder des diplomatischen Corps und die Magistratspersonen zu Gericht zu sitzen.

Zur nähern Kenntniß der brasilianischen Reichsverfassung möge ein Auszug daraus dienen, den wir einer Uebersetzung des Dr. Hermann Blumenau verdanken.

I. Auszug aus der brasilianischen Reichsverfassung.

Art. 3. Brasiliens Regierung ist erblich monarchisch, constitutionell und repräsentativ.

Art. 5. Die apostolische römisch-katholische Religion wird fortwährend Staatsreligion zu sein; alle übrigen Glaubensbekenntnisse sollen mit ihrem häuslichen oder besonderen Gottesdienste in hierzu bestimmten Häusern ohne irgend eine äußere Kirchenform erlaubt sein.

Art. 10. Die durch die Verfassung des brasilianischen Kaiserreichs anerkannten Staatsgewalten sind die gesetzgebende, die anordnende, die vollziehende und die richterliche Gewalt.

Art. 11. Der Kaiser und die Allgemeine (gesetzgebende) Versammlung sind die gesetzlichen Vertreter des brasilianischen Volkes.

Art. 12. Alle im brasilianischen Kaiserreiche bestehenden Staatsgewalten bestehen in Vollmacht des Volkes.

Art. 15. In das Gebiet der Allgemeinen Versammlung gehört

- 1) dem Kaiser, dem Thronfolger, dem Regenten oder der Regentschaft den Eid abzunehmen;
- 4) dem minderjährigen Kaiser einen Vormund zu ernennen, falls dies von seinem Vater nicht schon im Testamente geschehen;
- 5) über etwaige Zweifel hinsichtlich der Thronfolge zu entscheiden;
- 7) für den Fall des Erlöschens der jetzt regierenden eine neue Herrscherfamilie zu erwählen;

- 8) Gesetze zu geben, sie auszulegen und dieselben gleichzeitig oder gänzlich aufzuheben;
- 10) jährlich die öffentlichen Abgaben zu bestimmen und die direkten Steuern zu vertheilen;
- 11) jährlich die gewöhnlichen und außergewöhnlichen Streitkräfte zu Lande und zur See auf Nachweis der Regierung zu bestimmen.

Art. 17. Jede Gesetzgebungsperiode (Legislatur) dauert vier Jahr und jede jährliche Sitzungsperiode vier Monate.

Art. 23. Es kann keine Sitzung der Kammer abgehalten werden, wenn nicht wenigstens eins über die Hälfte der betreffenden Mitglieder vorhanden ist.

Art. 24. Die Sitzungen der Kammern sind öffentlich, mit Ausnahme der Fälle, in welchen das Wohl des Staates erfordert, daß sie geheim seien.

Art. 25. Die Beschlüsse der Kammern werden durch absolute Stimmenmehrheit der anwesenden Kammermitglieder gültig.

Art. 26. Die Mitglieder der beiden Kammern sind wegen der Meinungen, welche sie bei Ausübung ihrer Functionen aussprechen, unverleglich.

Art. 27. Kein Deputirter oder Senator kann während seiner Abgeordnetenschaft durch irgend eine Behörde gefangen gesetzt werden, außer auf Befehl der Kammer, zu welcher er gehört, oder wenn er bei einem todeswürdigen Verbrechen ertappt wird.

Art. 35. Die Deputirtenkammer ist wählbar und zeitweilig.

Art. 36. Der Deputirtenkammer gehört ausschließlich zu das Vorschlagsrecht

- 1) über Abgaben und Auflagen,
- 2) über Militäraushebungen,
- 3) über die Wahl einer neuen Herrscherfamilie im Falle des Aussterbens der gegenwärtigen.

Art. 38. Der Deputirtenkammer gebührt ausschließlich das Recht, zu verordnen, daß die Minister und Mitglieder des Staatsraths in Anklagestand versetzt werden sollen.

Art. 39. Die Deputirten empfangen während der Sitzungen eine am Ende der letzten Sitzungsperiode der vorhergehenden Legislatur bestimmte Geldunterstützung, sowie eine Entschädigung der Reisekosten.

Art. 40. Der Senat besteht aus durch die Wahlen der einzelnen Provinzen bestimmten und für Lebenszeit erwählten Mitgliedern.

Art. 41. Jede Provinz wählt die Hälfte von der Zahl ihrer Deputirten zu Senatoren.

Art. 43. Die Wahlen geschehen auf dieselbe Weise, wie die der Deputirten.

Art. 45. Um Senator werden zu können, ist erforderlich, daß man

1) brasilianischer Bürger und im Genuße seiner politischen Rechte sei;

2) ein Alter von wenigstens vierzig Jahren besitze;

3) eine jährliche Einnahme von mindestens 800 Milreis durch Grundbesitz, Industrie, Handel oder Anstellung habe.

Art. 46. Die Prinzen des kaiserlichen Hauses sind geborne Senatoren und erhalten mit 25 Jahren Sitz und Stimme im Senate.

Art. 47. Dem Senate ausschließlich steht zu:

1) das Richteramt über die persönlichen Vergehen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, der Staatsminister, Staatsräthe und Senatoren und über die Abgeordneten während der Gesetzgebungsperiode;

2) das Urtheil über die Verantwortlichkeit der Staatssekretäre und Staatsräthe;

3) die Zusammenberufung der Kammern, falls der Kaiser es nicht binnen zwei Monaten nach der von der Verfassung gesetzten Zeit gethan, zu welchem Behuf der Senat sich in außerordentlicher Sitzung versammeln soll.

Art. 51. Die Unterstützung der Senatoren beträgt das andert-halbache von derjenigen der Deputirten.

Art. 52. Jeder der beiden Kammern steht das Recht des Vorschlags, des Zurückweisens und der Billigung von Gesetzentwürfen zu.

Art. 61. Wenn bei Gesetzentwürfen die Deputirtenkammer die Veränderungen oder Zusätze des Senats nicht billigt, oder umgekehrt, und die Kammer den Gesetzentwurf trotzdem für vortheilhaft hält, so kann sie durch eine Deputation von drei Mitgliedern die Vereinigung beider Kammern verlangen, welche in der Senatskammer stattfinden soll; dem Ausfall der Discussion zufolge soll das Beschlossene verfolgt werden.

Art. 65. Diese Abweisung hat nur suspensive Wirkung, denn wenn in zwei Gesetzgebungsperioden, die jener folgen, in welcher

der Gesetzentwurf gebilligt wurde, dieser aufs Neue in denselben Bestimmungen eingebracht wird, so soll es also verstanden werden, als ob der Kaiser ihm seine Genehmigung ertheilt hätte.

Art. 66. Der Kaiser wird jedem Decrete der Versammlung innerhalb eines Monats nach gescheneer Vorlegung seine Genehmigung ertheilen oder verweigern.

Art. 67. Wenn er es in dieser Zeit nicht gethan, so soll es denselben Erfolg haben, als ob er ausdrücklich seine Genehmigung verweigere, um die Legislaturen zu zählen, in denen er seine Zustimmung noch verweigern kann, oder das Decret für verbindlich zu erklären, falls er die Genehmigung schon in den beiden vorhergehenden Legislaturen verweigert haben sollte.

Art. 90. Die Ernennung der Deputirten und Senatoren für die Allgemeine Versammlung und der Mitglieder der Provinzialversammlungen geschieht durch Wahl, indem die Klasse der wahlberechtigten Bürger in Kirchspielen Wahlmänner wählt und diese die Vertreter des ganzen Volkes und der einzelnen Provinzen bestimmen.

Art. 91. In diesen Primärwahlen haben Stimme

- 1) die im Genuß ihrer politischen Rechte befindlichen brasilianischen Bürger,
- 2) die naturalisirten Fremden.

Art. 92. Ausgeschlossen von der Stimmabgabe in den Kirchspielsversammlungen sind:

- 1) die, welche das fünfundzwanzigste Jahr noch nicht erreicht haben, ausgenommen die über 21 Jahr alten Verheiratheten, Offiziere, producirten Baccalaureen und Aleriker der religiösen Orden;
- 2) die Söhne, welche bei ihren Eltern leben, mit Ausnahme derjenigen, welche öffentliche Aemter bekleiden;
- 3) die Dienstboten, zu deren Klasse nicht gerechnet werden: die Buchhalter und Gehülfsen der Handlungshäuser, die Bedienten des kaiserlichen Hofes ohne weiße Borden und die Verwalter von Landgütern und Fabriken;
- 4) die Religiösen und alle in religiöser Gemeinschaft Lebenden;
- 5) die, welche an flüssiger Jahreseinnahme durch Grundbesitz, Industrie, Handel oder Amt nicht mindestens 100 Milreis haben.

Art. 93. Wer in den Kirchspielsversammlungen keine Stimme abgeben darf, kann bei Ernennung irgend einer wählbaren allge-

meinen oder lokalen Behörde weder stimmen, noch Mitglied derselben sein.

Art. 94. Alle jene, die in den Kirchspielsversammlungen stimmen dürfen, können Wahlmänner sein und stimmen bei der Wahl der Deputirten, Senatoren und Provinzialdeputirten. Ausgenommen sind:

- 1) diejenigen, welche an flüssigen, aus Grundbesitz, Industrie, Handel oder Amt hervorgehenden Jahreseinnahmen nicht 200 Milreis haben;
- 2) die Freigelassenen (Skaven).

Art. 95. Alle Wahlmänner können zu Deputirten ernannt werden, mit Ausnahme

- 1) derjenigen, welche nicht 400 Milreis flüssige Jahresrente haben, nach Art. 92 und 94.,
- 2) der naturalisirten Fremden,
- 3) der nicht zur Staatsreligion Gehörigen.

Art. 99. Die Person des Kaisers ist unverletzlich und geheiligt; er ist keiner Verantwortlichkeit unterworfen.

Art. 101. Der Kaiser übt die Regierungsgewalt aus:

- 1) durch Ernennung der Senatoren nach Art. 43;
- 2) durch außerordentliche Berufung der Allgemeinen Versammlung in der Zwischenzeit der Sitzungsperioden, wenn es das Wohl des Staats erheischt;
- 3) durch Bestätigung der Decrete und Beschlüsse der Allgemeinen Versammlung, damit sie Gesetzeskraft erhalten, Art. 62.;
4. 5) durch Verlängerung oder Vertagung der Allgemeinen Versammlung und Auflösung der Deputirtenkammer in den Fällen, in welchen es die Rettung des Staates verlangt und durch unmittelbar darauf folgende Berufung einer andern;
- 6) durch freie Ernennung und Entlassung seiner Staatsminister;
- 8) durch Begnadigung und Ermäßigung der Strafen, welche richterlich Verurtheilten zuerkannt sind;
- 9) durch Ertheilung der Amnestie in dringenden, durch die Menschlichkeit und das Staatswohl gebotenen Fällen.

Art. 104. Der Kaiser kann das Kaiserreich Brasilien ohne Genehmigung der Allgemeinen Versammlung nicht verlassen; thut er dies dennoch, so ist es als Abdankung anzusehen.

Art. 105. Der Kaiser ist bis zum Alter von zurückgelegten 18 Jahren minderjährig.

Art. 106. Die Staatsminister gegenzeichnen alle Acte der Exekutivgewalt, ohne welche Gegenzeichnung dieselben ungültig sind.

Art. 133. Die Staatsminister sind verantwortlich

1) Wegen Verrath.

2) Wegen Bestechung oder Erpressung.

3) Wegen Mißbrauch der Gewalt.

4) Wegen Nichtbeachtung des Gesetzes.

5) Wegen jeder Handlung, gegen die Freiheit, Sicherheit oder das Eigenthum der Staatsbürger.

6) Wegen jeglicher Verschleuderung des Staatseigenthums.

Art. 135. Der schriftliche oder mündliche Befehl des Kaisers befreit die Minister von ihrer Verantwortlichkeit nicht.

Art. 136. Die Fremden, wenn auch naturalisirt, können nicht Minister werden.

Art. 151. Die richterliche Gewalt ist unabhängig und soll aus Richtern und Geschwornen zusammengesetzt werden, welche sowohl in Civil- als in Criminalfällen statthaben sollen, in den Fällen und auf die Weise, wie sie die Gesetzbücher bestimmen.

Art. 152. Die Geschwornen sprechen über das Factum und die Richter wenden das Gesetz darauf an.

Art. 153. Die Rechtsrichter (Juiz de direito) *) werden für immer angestellt, was indessen nicht so zu verstehen ist, daß sie nicht von einem Orte an den andern versetzt werden könnten auf die Zeit und in der Weise, wie es das Gesetz bestimmt.

Art. 154. Der Kaiser kann sie auf vorgebrachte Anklagen suspendiren, jedoch muß zuvor ein Verhör stattfinden, die nöthige Untersuchung eingeleitet und der Staatsrath angehört werden. Die hierauf bezüglichen Papiere sollen dem Untersuchungsgerichte des beziehentlichen Districts zugefertigt werden, um auf Grund derselben gefehlich vorzugehen.

Art. 155. Nur durch richterliches Erkenntniß können diese Richter ihre Stellen verlieren.

Art. 179. Die Unverletzlichkeit der bürgerlichen und politischen Rechte der brasilianischen Bürger, welche die Freiheit, die persön-

*) Den Municipal- oder Friedensrichtern entgegengesetzt.

liche Sicherheit und das Eigenthum zur Grundlage haben, ist durch die Reichsverfassung in folgender Weise gewährleistet:

- 1) Kein Bürger kann gezwungen werden, etwas zu thun oder zu unterlassen, außer in Folge des Gesetzes.
- 2) Kein Gesetz soll ohne öffentlichen Nutzen eingeführt werden.
- 3) Die Bestimmungen des Gesetzes können niemals eine rückwirkende Kraft haben.
- 4) Jeder kann seine Gedanken schriftlich oder mündlich aussprechen und durch die Presse veröffentlichen, ohne von einer Censur abzuhängen, obwohl er in den Fällen und auf die Weise, wie sie das Gesetz bestimmt, bei Ausübung dieses Rechts verantwortlich ist.
- 5) Niemand kann wegen seines Glaubensbekenntnisses verfolgt werden, so lange er die Staatsreligion respektirt und die öffentliche Moral nicht verletzt.
- 6) Jeder kann im Kaiserreiche bleiben oder dasselbe verlassen und sein Vermögen mit sich nehmen, wie es ihm gefällt, jedoch unter Beachtung der Polizeivorschriften und ohne Schaden eines Dritten.
- 7) Jeder Bürger hat in seinem Hause ein unverletzliches Asyl. Bei Nacht darf dasselbe ohne seine Einwilligung nicht betreten werden, ausgenommen zum Schutz gegen Feuers- oder Wassergefahr; am Tage darf seine Schwelle nur in der Weise, wie es das Gesetz bestimmt, überschritten werden.
- 10) Mit Ausnahme des Ergreifens auf frischer That darf keine Gefängnißstrafe anders als auf schriftlichen Befehl der zuständigen Behörde verhängt werden. Gesah dies willkürlich, so sollen der Richter, der den Befehl dazu gab, und der, welcher ihn verlangte, mit den gesetzlichen Strafen belegt werden.
- 12) Die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt soll unverletzt erhalten werden. Keine Behörde kann obschwebende Rechtsstreitigkeiten überstürzen, sie hemmen oder beendigte Prozesse wieder aufleben lassen.
- 13) Das Gesetz, mag es nun schützen oder strafen, ist für Alle gleich und soll jedem nach seinem Verdienst geben.
- 14) Jeder Bürger soll zu allen Civil- und Militärstellen zugelassen werden, ohne andern Unterschied, als den des Talentes und der Tugend.

- 15) Niemand ist davon befreit, zu den Staatslasten nach Verhältnis seines Vermögens beizutragen.
- 20) Keine Strafe kann über die Person des Delinquenten hinaus wirken. Daher soll in keinem Falle Confiscation des Vermögens stattfinden, noch die Ehrlosigkeit des Verbrechers auf Verwandte irgend eines Grades übertragen werden.
- 27) Das Briefgeheimniß ist unverletzlich; die Postverwaltung ist für jede Verletzung desselben streng verantwortlich.
- 30) Jeder Bürger kann der Gesetzgebenden und Ausübenden Gewalt schriftliche Vorstellungen, Klagen oder Bittgesuche überreichen, jede Verletzung der Verfassung öffentlich anzeigen und vor der zuständigen Behörde die wirkliche Verantwortlichkeit der Uebertreter fordern.
- 32) Der Elementarunterricht ist für alle Bürger frei.
- 34) Die constitutionellen Gewalten dürfen die Verfassung in Anwendung auf die persönlichen Rechte nur in folgenden Fällen und Umständen zeitweilig aufheben:

In Fällen von Aufruhr oder Eindringen von Feinden können einige Formlichkeiten, welche die persönliche Freiheit gewährleisten, durch besondere Acte der Gesetzgebung, wenn es die Sicherheit des Staates erheischt, auf eine bestimmte Zeit außer Gebrauch gesetzt werden. Findet sich zu solch einer Zeit die Gesetzgebende Gewalt nicht in Thätigkeit und läuft das Vaterland augenscheinlich Gefahr, so kann die Regierung einstweilig diese Vorsichtsmaßregel ergreifen, muß sie aber mit dem Aufhören der dringenden Nothwendigkeit sofort wieder aufheben, und in allen Fällen der Versammlung bei ihrer nächsten Vereinigung eine motivirte Ausführung der verhängten Gefängnißstrafen und anderen getroffenen Präventivmaßregeln übergeben; alle Behörden, die zu ihnen Befehl gegeben haben, sind für die Mißbräuche, welche damit getrieben worden sind, verantwortlich.

II. Auszug aus der Zusatz-Acte der Verfassung, dem Gesetz der constitutionellen Reformen vom 12. August 1834,

wodurch die Freiheit der Provinzen wesentlich erweitert, ihnen das Recht besonderer gesetzgebender Kammern gewährt und ihre Stellung zur Centralgewalt genauer bestimmt wird.

Art. 4. Die Wahl dieser Versammlungen soll auf dieselbe Weise wie die der Deputirten zur Allgemeinen Gesetzgebenden Versammlung und durch dieselben Wahlmänner geschehen; jede Provinziallegislatur dauert indeß nur zwei Jahre, wobei die Mitglieder der einen für die andere wieder gewählt werden können.

Art. 6. Die Provinzial-Ausgaben werden auf die Abschätzung des Präsidenten und die Municipal-Ausgaben auf Abschätzung der beziehentlichen Municipal-Kammern festgestellt.

Art. 7. Jede jährliche Sessions-Periode dauert zwei Monate, kann aber, wenn es der Provinz-Präsident für angemessen erachtet, verlängert werden.

Art. 10. Diesen Versammlungen steht das Recht zu, Gesetze zu geben:

- 1) Ueber die bürgerliche, gerichtliche und kirchliche Eintheilung der bezüglichen Provinz, sowie selbst über die Verlegung der Provinzial-Hauptstadt nach dem passendsten Orte.
- 2) Ueber den öffentlichen Unterricht und geeignete Maßregeln zur Förderung desselben, wobei indeß die medicinische und die Rechtsschule, die gegenwärtig bestehenden Akademiceen und alle andern Unterrichts-Anstalten, welche in Zukunft durch ein allgemeines Gesetz etwa errichtet werden sollten, ausgenommen bleiben.
- 3) Ueber die Fälle und die Art und Weise, in denen die Expropriation für municipale oder provinziale Bedürfnisse stattfinden kann.
- 4) Ueber die municipale Polizei und Verwaltung auf Vorschlag der Municipal-Kammern.
- 5) Ueber die Festsetzung der municipalen und provinzialen Ausgaben und die zu ihrer Deckung nöthigen Auflagen, welche leichtere indeß die allgemeinen Staatsauslagen nicht beeinträchtigen dürfen. Die Kammern können die Deckungsmittel für die Ausgaben ihrer Municipien vorschlagen.
- 7) Ueber Errichtung und Einziehung der Anstalten für Provinz und Municipien, Ernennung und Gehaltsbestimmungen für dieselben.

Municipal- und Provincialstellen sind alle, welche in den Provinzen und Municipien bestehen, mit Ausnahme derjenigen, welche sich auf die Einziehung und Herausgabe der allgemeinen Einkunfts- und auf die Kriegs- und Marine-

Verwaltung beziehen, der Aemter des Provinzial-Präsidenten, Bischofs, Mitglieder der Appellations- und Ober-Tribunale und jener der beiden medicinischen und Rechtsschulen und den Akademicien Angestellten nach §. 2 des 10. Art.

8) Ueber öffentliche Arbeiten, Straßen und Schifffahrt im Innern der betreffenden Provinz, soweit sie nicht der allgemeinen Staatsverwaltung angehören.

9) Ueber die Erbauung von Gefängnissen, Arbeits- und Besserungshäusern und die in ihnen einzuführende Verwaltung und Lebensordnung.

10) Ueber Zufluchtshäuser, Klöster und alle Arten von religiösen und politischen Vereinen.

11) Ueber die Fälle und die Form, in denen die Provinzial-Präsidenten die Provinzial-Beamten ernennen, suspendiren und selbst entlassen können.

Art. 11. Ferner steht den Gesetzgebenden Provinzial-Versammlungen zu:

2) Auf Nachweis des Präsidenten die bezügliche Polizeimacht festzusetzen.

3) Die Municipal-Kammern und die Provinzial-Gesetzgebung zur Aufnahme von Anleihen zu ermächtigen, um ihre bezüglichen Ausgaben zu decken.

4) Die Verwaltung des Provinzial-Vermögens zu reguliren. Durch ein Reichsgesetz wird bestimmt, was zu dem Provinzial-Vermögen gehört.

5) Gemeinschaftlich mit der Allgemeinen Versammlung und der Reichs-Regierung die Organisation der Provinzial-Statistik, die Befehrung und Civilisation der Eingebornen (Indianer) und die Errichtung von Colonien zu fördern.

6) Zu entscheiden, wenn der Provinzial-Präsident oder dessen Stellvertreter angeklagt ist, ob der Prozeß fortgehen und ob jener seiner Function enthoben werden soll, oder nicht, in allen Fällen, in denen gesetzlich die Suspension stattfindet.

Art. 12. Die Provinzial-Versammlungen können weder über Eingangszölle noch über Gegenstände Gesetze erlassen, welche in den beiden vorhergehenden Artikeln nicht inbegriffen sind.

Art. 15. Wenn der Präsident der Meinung ist, einem Gesetze seine Genehmigung verweigern zu müssen, weil das Gesetz oder der Beschluß den Interessen der Provinz nicht entspricht, wird er es in

folgender Formel thun: „Zurück an die Gesetzgebende Provinzial-Versammlung,“ wobei er unter seiner Unterschrift die Gründe seines Handelns auseinandersetzt. In diesem Falle wird der Entwurf einer neuen Debatte unterworfen, und wenn er so, wie er war, oder im Sinne der vom Präsidenten vorgebrachten Gründe durch zwei Dritttheile der Mitglieder der Versammlung angenommen wird, soll er dem Präsidenten zurückgesandt werden, der ihn nun genehmigt. Wurde er nicht angenommen, so kann er in derselben Sitzungs-Periode nicht von Neuem eingebracht werden.

Art. 16. Falls aber der Präsident seine Genehmigung in der Ansicht verweigert, daß der Gesetz-Entwurf den Rechten einer andern Provinz oder den mit fremden Nationen abgeschlossenen Verträgen zu nahe tritt, und die Provinzialversammlung entscheidet durch zwei Dritttheile der Stimmen für das Gegentheil, so soll der Entwurf, von den vom Präsidenten beigebrachten Gründen begleitet, zur Kenntniß der Reichsregierung und der Allgemeinen Versammlung gebracht werden, damit diese schließlich entscheide, ob er genehmigt werden soll, oder nicht.

Art. 19. Der Präsident giebt oder verweigert binnen zehn Tagen seine Genehmigung; thut er es nicht, so soll es so angenommen werden, als habe er dieselbe ausdrücklich ertheilt. Verweigert er in diesem Falle und wenn ihm nach Art. 16 ein Gesetz zurückgesandt wurde, seine Genehmigung, so läßt die gesetzgebende Provinzial-Versammlung dasselbe mit der Erklärung hiervon veröffentlichen, wobei der Präsident dieser Versammlung dann unterzeichnet.

Art. 21. Die Mitglieder der Provinzial-Versammlungen sind wegen der bei Ausübung ihres Amtes ausgesprochenen Meinungen unverleßlich.

Art. 22 bezieht sich auf Diäten und Reisegelder der Provinzial-Deputirten.

Im Allgemeinen ist die Gesetzgebung fast zu mild für ein Land mit so gemischter und weit zerstreuter Bevölkerung, wo oft ein rascheres und energischeres Einschreiten besser sein würde. Deshalb ist es auch manchmal schwer, Verbrecher zur Strafe zu ziehen, da sie so leicht in ganz entfernte Gegenden entweichen und dort unter falschen Namen auftreten können, obschon die Polizei nicht schlecht organisiert ist und sich namentlich in den größern Städten nicht selten glänzend bewährt, wo die Verbrecher schon öfter von abgehenden

Schiffen, wenn sie sich auch noch so gut versteckt hielten, geholt wurden. Die Polizei wird überhaupt je nach der Größe der Orte oder Distrikte vom Polizeichef, Delegado, Subdelegado, Municipalrichter, Friedensrichter, den Municipal-Kammern und ihren Fiscalen sowie den Viertels-Inspectoren gehandhabt. Civilproceffe werden, je nach dem Gegenstande, in erster Instanz vom Friedensrichter, vor welchem überhaupt jeder Rechtsstreit zuerst angebracht werden muß, der eine friedliche Ausgleichung der Sache zu versuchen hat, vom Municipal-, Waisen- oder Rechtsrichter (Juiz de direito) erledigt, in zweiter Instanz kommen sie an das Appellationsgericht (Relação), das auch als Revisionshof in dritter Instanz gilt; in besonderen bestimmten Fällen entscheidet endlich in letzter Instanz das höchste Reichs-Justiz-Tribunal, welches in Rio de Janeiro seinen Sitz hat.

Notare (Tabelliões) gibt es in allen größern Orten; auch das Hypothekewesen ist in neuerer Zeit geordnet und genaue Hypothekbücher eingeführt worden, auf welche man bei Landkäufen Rücksicht nehmen kann.

Das allgemeine Budget beträgt durchschnittlich etwa 85 Millionen Franken, wovon zwei Dritttheile durch die Zolleinnahmen gedeckt werden; indeß kann das Gesamtbudget des brasilianischen Kaiserstaats noch um ohngefähr 25 Millionen Franken höher angeschlagen werden, da die Provinzialversammlungen das Recht haben, zur Bestreitung ihrer Lokalbedürfnisse besondere Abgaben zu erheben. Das letzte Dritttheil der Staatseinnahmen besteht aus den Postgebühren, dem Ertrag der Münze, den auf die Diamanten und den Verkauf von Grundeigenthum gelegten Abgaben, den Stempelgebühren, den Abgaben, welche von Krämerläden, Wechselgeschäften und den Sklavenbesitzern erhoben werden, dem Verkauf des Brasilien-Holzes, wovon die Regierung das Monopol besitzt, und dem zehnten Theile der Einkünfte von allem städtischen Eigenthum. Dadurch, daß die Provinzialregierungen ihre Lokalbedürfnisse durch besondere Abgaben decken, ist es leicht erklärlich, daß Steuern und Abgaben in den verschiedenen Provinzen nicht selten verschieden sind, auf dem ländlichen Grundbesitz haften indessen gar keine Abgaben, mit Ausnahme der sogenannten Marineländereien, welche das unmittelbare Ufer des Meeres und der größern Flüsse auf etwa 100 Schritt einnehmen, jedoch ist auch dieser Zins sehr unbedeutend. Ebenso sind der Ackerbau und die landwirthschaftliche Industrie völlig frei von Abgaben, und jeder kann nach Belieben

produciren und verkaufen. Die Provinzial-Abgaben erstrecken sich zumeist auf den Detail-Verkauf geistiger Getränke, auf Schlachtvieh, Gasthöfe, Schenken, offene Handelsgeschäfte und die Verkaufs-Läden der Handwerker, bei denen jedoch die Fremden mehr zu tragen haben, als die Einheimischen oder naturalisirten Brasilianer, und gewisse Antheile von den Ausfuhrzöllen, welche sämmtlich für Lokalbedürfnisse der Provinz, als Kirchen, Schulen, öffentliche Anstalten, Straßen u. s. w. verwendet werden. Auf den meisten Colonien sind die Colonisten in den ersten zehn Jahren von allen Abgaben befreit, nicht aber wenn sie dieselben verlassen. Beim Verkaufe von Grundstücken ist der Zehnten, beim Verkauf von Sklaven der halbe Zehnten an den Staat zu entrichten, wie auch die Ausfertigung der öffentlich gültigen Papiere wie Contrakte u. s. w. auf Stempelpapier zu erfolgen hat, das indeß selbst bei beträchtlichen Summen immer sehr gering genannt werden kann. — Die auswärtige Schuld beträgt etwa 155 Millionen Franken, die einheimische 140, und sämmtliches im Lande circulirendes Papiergeld 136 Millionen Franken. Der Credit des Landes läßt nichts zu wünschen übrig, die Zinsen der Staatsschulden werden regelmäßig bezahlt und die brasilianischen Papiere haben in London und Hamburg einen bessern Cours, als die mancher andern gepriesenen Staaten Deutschlands.

Gegen das Ende des Jahres 1850 bewog die Aussicht auf den bevorstehenden Krieg mit Buenos-Ayres die brasilianische Regierung zur Entfaltung aller ihrer disponiblen Streitkräfte, wobei die Landarmee, mit Einschluß der deutschen Hülfstruppen, 30,000 Mann betrug; aus demselben Grunde wurde auch die Seemacht bedeutend verstärkt, und diese zählte zu Ende des gedachten Jahres 120 Dampf- und Segelschiffe von verschiedener Größe mit 418 Kanonen und 4000 Mann Besatzung. Der Fremde, und selbstverständlich der brasilianische Staatsbürger, sind gesetzlich vom Militärdienste befreit; das Heer wird theils durch Recrutirung theils durch Werbungen ergänzt, besteht zum großen Theile aus Negern und ist die Stellvertretung gestattet, ebenso wie dies bei der Marine der Fall ist, in welcher an der Stelle der Neger viele Caboclos oder civilisirte Indianer verwendet werden.

Die katholische Religion ist die Staatsreligion; allen andern Religionsparteien ist der Gottesdienst unter der Bedingung gestattet, daß ihre Gotteshäuser nicht die äußere Gestalt von Kirchen (Thürme und Glocken) haben, eine Beschränkung, deren Aufhebung man um so

eher entgegensehen darf, als der Brasilianer in religiöser Beziehung höchst tolerant, man kann fast sagen indifferent, und der Einfluß der Geistlichkeit ohnedies sehr gering ist. Bei nur einiger Ausdauer von Seiten einer größern Colonisations-Gesellschaft wird es nicht schwer werden, diese Beschränkung zu beseitigen. In Rio de Janeiro besteht eine starke deutsch-evangelische Gemeinde mit einem Pfarrer, in Petropolis desgleichen, in São Leopoldo sind zwei, in Tres Forquilhas ein evangelisch-deutscher Pfarrer. Der katholische Gottesdienst wird in Brasilien größtentheils mit ungeheurer Pompe, mit vielen und prächtigen Processionen begangen; allein große Religiosität ist bei dem Brasilianer, die Frauen ausgenommen, nicht zu finden, obschon man durch wahre Religiosität, die man im Leben und Handeln, nicht aber bloß auf den Lippen und durch Kopfhängerei zur Schau trägt, sich die öffentliche Achtung erwirbt. Jeder kann seinen Sonntag und seine Andacht feiern, wie er will, und nach der Mühe und Arbeit von sechs Wochentagen ist Sonntags auch der Genuß heiterer Geselligkeit gestattet, ohne daß man zu fürchten hat, verkehrt zu werden und seinen Credit zu verlieren, wenn man einmal unterlassen hat, des Sonntags zweimal in die Kirche zu gehen. Man kann mit dem Brasilianer über religiöse Dinge sehr vernünftig sprechen, wenn man ihn nicht etwa durch unanständige Bemerkungen über seine Religion reizt; er ist nicht bekehrungssüchtig, läßt Jeden in seiner Weise gewähren und wird nie eine alberne oder verletzende Bemerkung über den Protestantismus sich erlauben, obschon es auch in Brasilien wie überall intolerante Geistliche giebt, die nicht selten von der Regierung und selbst von den Bewohnern tüchtig abgetrumpft werden.

An der Spitze der katholischen Geistlichkeit steht der Erzbischof von Bahia, sechs Bischöfe in den Provinzen Rio, Fernambuco, Maranhão, Pará, São-Paulo und Minas Geraes, und eine Prälatur in den Provinzen Goyaz und Mato Grosso, welche in Rücksicht der großen Entfernung, durch die Brasilien von Rom getrennt ist, ausgedehntere Vollmachten vom heil. Stuhle erhalten haben, so daß sie über Punkte entscheiden dürfen, wegen welcher man sich in Europa an den Papst zu wenden hat. In Rio de Janeiro besteht eine Prälatur und ein Domkapitel, und gleicherweise finden sich in den eben genannten Provinzen mehr oder weniger zahlreiche Kapitel. Im Uebrigen ist die Geistlichkeit nicht sehr zahlreich und beschäftigt sich im Allgemeinen ausschließlich mit ihren Obliegenheiten, ohne sich im mindesten

in weltliche Angelegenheiten zu mischen; und wenn sich Einige dennoch mit politischen Fragen befassen, so geschieht dies doch immer nur zufällig und individuell, niemals als Mitglieder der Körperschaft, welcher sie angehören. Allerdings ist der Vorwurf der Unwissenheit, den man der brasilianischen Geistlichkeit macht, nicht so ganz unbegründet, als dies wohl zu wünschen wäre, jedoch muß man auch einräumen, daß von den brasilianischen Geschichtsschreibern, Naturforschern, Mathematikern, Dichtern und Rednern ein weit größerer Antheil auf die Geistlichkeit als auf die übrigen Stände kommt.

Die brasilianische Verfassung gewährt allen Bürgern unentgeltlichen Elementar-Unterricht, zu welchem Zwecke die legislative Versammlung in jedem Kirchspiele zwei Schulen, eine für Knaben, eine für Mädchen, gegründet hat, wo Lesen und Schreiben, der Katechismus, Arithmetik, die Elemente der Geographie und der Landesgeschichte gelehrt werden; sowohl in den Knaben- wie in den Mädchenschulen läßt man die Constitution des Reichs auswendig lernen, und in den letztern erhalten die Mädchen noch außerdem Unterricht im Nähen und Sticken. Alle Städte, ja sogar alle bedeutenderen Marktflecken besitzen überdies Schulen, wo Latein, Philosophie, Rhetorik und Geometrie gelehrt werden; in Rio de Janeiro, Bahia, Fernambuc, Maranhão, San-Paulo giebt es auch Lehrstühle für das Griechische, — Alles unentgeltlich. Rio de Janeiro und Bahia haben außerdem medicinische Lehranstalten, welche nach dem Muster der pariser Facultät eingerichtet sind, während die Rechtsschulen in San-Paulo und Fernambuc nach dem Vorbilde der Rechtsschule von Coimbra organisiert sind. Endlich besitzt Rio de Janeiro noch eine Militärschule, Schulen für Straßen- und Wasserbau, für Marine, Handel, Architektur, eine Akademie der schönen Künste, ein Colleg zur Vorbereitung auf das Baccalaureatsexamen, ein historisches und ein geographisches Institut, eine Gesellschaft zur Ermunterung der Nationalindustrie, Gesellschaften, welche Schulen auf ihre Kosten unterhalten und unter welchen vor allen andern die „Freunde des Unterrichts“ zu nennen sind, sowie ein geistliches Seminar. In Bahia befindet sich eine Malerschule und in den übrigen Provinzen bestehen verschiedene literarische Anstalten; die Elementarschulen sind besonders in Minas Gerais vortrefflich und man macht daselbst gute theologische Studien.

In diesen verschiedenen Schulen wird Jedermann, ohne Unterschied der Farbe, der Nationalität und der Religion, zugelassen,

und mit Wissen ihrer Herrn gestattet man sogar Sklaven den Zutritt in den Elementarschulen.

Die Wohlthätigkeits-Anstalten, welche Brasilien besitzt, sind ziemlich bedeutend; in jeder nur irgend ansehnlichen Provinzialhauptstadt findet man deren unter dem Namen „Häuser der Barmherzigkeit“, wovon die in Rio de Janeiro, Bahia, Maranhão und einige andere ansehnliche Reichthümer besitzen. Obschon die Gesetze des Landes keine Güter-Substitutionen erlauben und Majorate nicht bestehen, so ist es, jedoch nur zur Unterstützung solcher milder Anstalten, gesetzlich gestattet, einige Güter an die todte Hand verfallen zu lassen. Diese Häuser der Barmherzigkeit stehen unentgeltlich zur Verfügung aller Armen und Hülfbedürftigen, und gewähren gegen eine kleine Vergütung selbst solchen, die gerade nicht zu den Armen gehören, Obdach, Betten, Wäsche, ärztliche Behandlung und Arzneimittel; sie bestreiten nicht nur die Begräbniskosten derjenigen, die in der Anstalt sterben, sondern selbst solcher Armen, die außerhalb derselben gestorben sind, ohne sich nur im Geringsten darum zu kümmern, welcher Nation oder Religion der Verstorbene angehörte, und vertheilen an bedürftige Personen zu Hause Geld und Arzneien.

In Rio de Janeiro gibt es noch andere öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, welche von verschiedenen religiösen Orden und Bruderschaften unterhalten werden; so zum Beispiel bietet die unter dem Namen des „heiligen Anton“ bekannte Anstalt denjenigen, die Mitglieder derselben sind, außerordentliche Vortheile dar, obgleich sie bei ihrem Eintritte bloß 300 Franken ein für allemal und einen jährlichen Beitrag von 6 Franken zu entrichten haben. Wird ein armes Mitglied dieser Bruderschaft von irgend einer Krankheit befallen, so ist es berechtigt, auf Kosten derselben in ein Spital der Anstalt zu treten, wo es alle Pflege, welche sein Zustand erheischt, beanspruchen kann. Bei dem Austritt aus demselben nach erlangter Wiederherstellung begnügt man sich bei den Armen mit einer eidlichen Erklärung, daß sie die erwachsenen Kosten zu bezahlen außer Stande sind; reiche Mitglieder sind zu einer geringen Vergütung verpflichtet, wenn sie dieselben Vortheile genießen wollen. Geräth ein Mitglied dieser Bruderschaft so in Armuth, daß es seinen eigenen Unterhalt nicht mehr verdienen kann, so erhält es eine Pension, die hinreichend ist, um es gegen die äußerste Noth zu schützen, und wenn die Familie eines Wohlthäters, d. h. einer Person, welche der Bruderschaft eine

Schenkungen gemacht hat, in Dürftigkeit geräth, so sorgt diese für ihren Unterhalt. Bei dem geringen Beitrage, welchen die Mitglieder zahlen, würde es dieser Bruderschaft unmöglich sein, so namhafte Ausgaben zu bestreiten, wenn sie nicht zu diesem Zwecke über die beträchtlichen Einkünfte aus großen städtischen Liegenschaften verfügen könnte, die sie mit dem Ertrage der ihr von Anfang an gemachten Schenkungen erworben hat. Auch hat man dieser Anstalt eine Zufluchtsstätte für Greise zu danken.

Ähnliche Anstalten, wenn auch weniger reich und gut verwaltet, besitzt Rio de Janeiro noch mehrere, welche im Ganzen nach demselben Muster eingerichtet sind, auch gibt es in vielen andern Städten des Reiches noch viele solche Wohlthätigkeits-Anstalten und Bruderschaften, die allerdings rücksichtlich ihrer Mittel und Verwaltung der Hauptstadt nachstehen.

Einige Mönchs- und Nonnen-Klöster, die verschiedenen Orden angehören und theils von Almosen, theils von dem Einkommen aus ihren Gütern leben, bestehen noch in den Provinzen Rio, Bahia, Pernambuco, Maranhão und Pará. Im Ganzen kann man die Bevölkerung derselben auf ungefähr 400 Personen beiderlei Geschlechtes anschlagen; da sie bei ihrer geringen Zahl außerdem noch sehr anspruchslos und tolerant sind, auch der klösterliche Geist mit jedem Tage mehr abnimmt, so fallen sie der Bevölkerung in keiner Weise zur Last.

Die brasilianische Literatur war eine geraume Zeit blos eine Nachahmung der portugiesischen und der Styl der Schriftsteller zeichnete sich bisweilen durch die Reinheit der großen Vorbilder Lufitanens aus. Gegenwärtig haben die Dichter sich zwar von der alten Form entfernt, allein statt eine eigne Richtung einzuschlagen, haben sie nur den Gegenstand ihrer Nachahmung gewechselt, und sind jetzt zu Nachbetern der Franzosen herabgesunken. Eine Ausnahme von diesem Urtheile machen nur Arnanjo Porta-Allegre, der, wenn er mehr Sorgfalt auf die Form verwenden wollte, wegen seiner Einbildungskraft und Originalität in allen Ländern als Dichter von Werth geschätzt werden würde, und Gonsalves Diaz, von welchem ziemlich dasselbe Urtheil gilt.

Uebersetzungen bilden gegenwärtig fast die ganze Literatur Brasiliens, und die französischen Dramen und Romane sind die Hauptquelle für die Theater Rio de Janeiro's und die Journale der Hauptstadt. Zwei Männer, welche in der neueren Zeit die

wahren Repräsentanten der classischen Sprache der Heimat Camoëns sind, haben als Uebersetzer weit mehr hervorgebracht, denn als Originalschriftsteller; der Eine von ihnen, Oderico Mendes, hat mit bedeutendem Talente die Aeneide Virgil's übersetzt, der Andere, Lopez de Moura, übersetzte einen großen Theil der Romane Walter Scott's, sowie einige Werke Chateaubriand's in einer der Originale würdigen Sprache und einem Style, der eben so rein ist, wie derjenige der großen Prosaschriftsteller Portugals.

Im Allgemeinen jedoch kann man von der portugiesischen Sprache ziemlich dasselbe sagen, was Chateaubriand von der englischen Sprache in Nord-Amerika behauptet, daß sie nämlich mit ihrer Auswanderung nach Amerika barbarisch geworden ist; und was den Styl betrifft, so blieben die Brasilianer hinter ihren großen alten Vorbildern zurück, obschon in neuerer Zeit eine Unmasse in verschiedenen Sammlungen zerstreuter Poesien erschienen ist.

Der Geschmack an den Wissenschaften entwickelt sich in Brasilien mit jedem Jahre in erfreulicher Weise, und die Arzneikunde, welche ein eignes Organ „O Archivo Medico“ besitzt, steht der von Europa nicht viel nach. In den übrigen Wissenschaften zählt man Naturforscher, Chemiker, Mathematiker und Juristen von sehr großer Gelehrsamkeit, die historischen und geographischen Arbeiten werden von den Mitgliedern des historischen Instituts, die außerdem eine Vierteljahrschrift herausgeben, fortgeführt.

Im Innern Brasiliens findet man noch einige Gewohnheiten des Mittelalters, und nicht selten sieht man daselbst an gewissen Festtagen Carouffels und Darstellungen der Mysterien, wobei der Teufel, die Erbsünde, Judas, der Apostel Petrus, die heil. Jungfrau und der ewige Gott-Vater mithandelnd auftreten, und diese zusammenhängenden Stücke, welche mit denen, die man in Deutschland in früheren Zeiten auf Jahrmärkten aufführte, wetteifern könnten, werden stets improvisirt. Man würde vergeblich eine literarische Grundidee in denselben suchen, indessen begegnet man häufig sehr unterhaltenden Scenen und Ausdrücken von Schwung und Witz. Zuweilen erhebt sich ein Hügel, eine Art den Musen geheiligter Parnas, worauf die Improvisatoren des Ortes steigen. Die Zuhörer geben ihnen einen Vers, womit sie ihre Improvisation schließen müssen, die sich in der Regel als Sonnett oder Gedicht von zehn Versen oder Strophen gestaltet. Obschon diese Poesien gewöhnlich keinen besondern Werth haben, so sind sie doch häufig

sehr originell und können selbst ernstere und literarisch gebildete Leute unterhalten.

Die brasilianische Presse genießt eine fast unbeschränkte Freiheit und unterliegt weder einer Cautio noch Stempelgebühren. In Rio erscheinen vier tägliche Zeitungen: das *Journal do Commercio*, das eigentlich keine persönliche Politik vertritt und seit lange in dem Format der *Times* die Verhandlungen der beiden Kammern liefert, wofür diese eine jährliche Beisteuer von etwa 25,000 Thaleru gewähren; der *Correio Mercantil*, welcher erst seit 12 Jahren besteht und, von begeisterten und geistreichen jungen Leuten redigirt, die Ideen des Fortschritts vertritt; das *Diario do Rio*, von gleichem Alter wie das *Journal do Commercio*, aber weniger verbreitet und einträglich als dieses, obgleich es die Politik des gegenwärtigen Ministeriums vertritt; endlich der *Correio da Tarde*, welcher, aller commerciellen Bedeutung, die für die Tagespresse Brasiliens eine Quelle des Reichthums ist, entbehrend, sich die Vertheidigung der äußersten retrograden Ideen zur Aufgabe macht.

Außer diesen Zeitungen gibt es noch eine Masse nicht täglich erscheinender ephemerer Blätter, welche entweder die Regierung vertheidigen oder dieselbe, und nicht selten in sehr niedrigen Ausdrücken, angreifen; jedoch hat ihnen die Freiheit, Alles zu sagen, die man in Brasilien genießt, selbst wenn man dieselbe mißbraucht, noch das Bisichen Credit geraubt, in welchem sie anfänglich hie und da noch standen.

Alle Pressvergehen werden von Geschworenen abgeurtheilt, die, welcher Partei auch die angeklagten Zeitungen angehören mögen, beständig mit der schonendsten Nachsicht verfahren. Auch sind die vom Gesetz bestimmten Strafen sehr mäßig, und es gibt in diesem Lande, wo die größte Freiheit der Presse leicht zum Mißbrauch derselben führt, kein Beispiel, daß ein Schriftsteller mehr als ein Jahr Gefängniß zu erleiden oder jemals eine beträchtliche Geldstrafe zu erlegen gehabt hätte.

Die Provinzialblätter, welche, wie jene der Hauptstadt, ebenfalls in zwei Kategorien zerfallen, haben fast gar keine politische Bedeutung, und das *Diario de Pernambuco*, der *Mercantil de Bahia*, der *Argo Bahiano*, das *Seculo*, der *Correio Sergipense* sind die bedeutendsten unter ihnen.

Im Allgemeinen ist der Fortschritt, den das Journalwesen in Brasilien gemacht hat, für ein Land, dessen freie Bevölkerung so

gering ist und wovon mindestens zwei Drittheile weder lesen noch schreiben können, wirklich Erstaunen erregend. Im Jahre 1828 erschienen zwei Mal wöchentlich nur zwei erbärmliche Journale, 1828 zweiunddreißig, 1835 fünfzig, und jetzt etwa neunzig wissenschaftliche, belletristische und politische Zeitungen, die an Druck und Format den deutschen nichts nachgeben und aus London, Paris und Lissabon regelmäßige Correspondenzen empfangen.

Deutsche Zeitungen sind in Rio und selbst in der Provinz ziemlich regelmäßig verbreitet; in der deutschen Gesellschaft Germania in Rio findet man sogar die Hildburghäuser Dorfzeitung und die Fliegenden Blätter.

Der Charakter des Brasilianers leidet, wie der aller Südländer, an zu großer Trägheit, Indolenz und Sinnlichkeit, verbunden mit einer heftigen Leidenschaftlichkeit und Empfindlichkeit, ebensowenig ist ihnen große Ehrlichkeit im Handel und Wandel nachzurühmen, und diese üblen Eigenschaften treten um so mehr hervor, je nördlicher d. h. dem Aequator näher die betreffenden Provinzen liegen; besondere Tugenden des Brasilianers sind aber ein heller, empfänglicher Geist, verbunden mit einer vorzüglichen Fassungsgabe, wie er auch im Gegensatz zu dem sich selbst überschätzenden Dünkel der Nordamerikaner große Mildthätigkeit und Gastlichkeit zeigt, welche mit der zuvorkommendsten und gewinnendsten Herzlichkeit verbunden ist. Zwar hat der Brasilianer ebenso gut seinen Nationalstolz, wie der Nordamerikaner, aber er wird damit dem Fremden niemals auf die unangenehme Weise lästig, der man in den Vereinigten Staaten so oft ausgesetzt ist. Der einsichtsvolle, rechtliche und thätige Fremde kann auf die Achtung des Brasilianers vollständig rechnen, obschon er, wie alle südamerikanischen Creolen, den Fremden, durch welche sein Land schon so vielfachen Nachtheil erlitten, nicht besonders zusetzen ist.

Ueber den Umgang mit den Brasilianern und deren Charakter möge zur Bestätigung des eben Gesagten der Auszug eines Berichts dienen, welchen die Hamburger Auswanderungszeitung vom 23. Mai 1855 mittheilt. „Wenn wir Deutschen,“ heißt es daselbst, „so im gewöhnlichen Leben mit Brasilianern verkehren, sind dieselben, mit nur höchst seltenen Ausnahmen, sehr artig, freundlich, gefällig und zuvorkommend gegen uns, und ist man als Gast in ihrem Hause, so setzen sie oftmals der Gastfreundschaft keine Schranken, zumal wenn man sich mit ihnen in ihrer Sprache zu unterhalten weiß, welches sie

sehr lieben, da sie sehr gesprächig sind und sehr eingebildet auf ihre Sprache, als sei diese die schönste der Erde. Fast immer beobachtet der Brasilianer gegen den Ausländer einen ritterlichen Anstand, so arm, so ungebildet und unwissend er auch sein möge, und bietet dieses manchmal einen lächerlichen Kontrast, wenn man das äußere Erscheinen mit den ritterlichen Manieren vergleicht. Das lange, schwarze Haar hängt verworren und ungekämmt um den Kopf herum, die Kleidung besteht aus einem blendend weißen baumwollenen Hemde und ein Paar baumwollenen, gewöhnlich einfach gestreiften Hosen. Der Kopf ist gewöhnlich mit einem feinen Filz oder Strohhut bedeckt. In demselben Habit erscheint er auch zu Pferde, nur daß da mitunter das Lächerliche dazu kommt, daß an einem der bloßen Füße ein Sporn angeschnallt ist. Der Brasilianer ist Gentleman durch und durch, und es läßt sich ganz gut mit ihm leben, wenn man ihn nicht grob und brutal behandelst. Aber leider, leider ist eine gewisse Tappigkeit und Brutalität den Deutschen wie angeboren. Die neu ankommenden Deutschen betrachten den Brasilianer als untergeordnetes Wesen, und sich als Heilande der neuen Welt, an deren Ankunft es hier nur gefehlt, um der Sache einen stärkern Impuls, einen höhern Aufschwung zu verleihen, und voll übermüthigen Stolzes und Hochmuthes blicken sie nicht nur mitleidig auf die Brasilianer herab, sondern auch auf die Deutschen, die schon vor ihnen hier waren und ihnen den Weg gebahnt haben; das geht so lange, bis sie sich ihre langen Hörner abgestoßen und die Kämpenzähne, wie man hier scherz- und spottweise die Batermörder zu nennen beliebt, bei Seite gelegt haben. Was nun das Uebelste dabei ist, so versteht der neu ankommende Deutsche weder Portugiesisch, noch der Brasilianer Deutsch, und dieser empfindet recht gut das anmaßende Wesen der neuen Deutschen, fühlt sich in seinem Innern verletzt und zieht sich von denselben zurück, oder sucht einen Deutschen dafür wo möglich auch einmal derb über's Ohr zu hauen. Ganz angenehm ist es überhaupt den Brasilianern nicht, daß so viele deutsche Einwanderer hierher kommen, weil sie klar und deutlich fühlen, daß sie, wegen der ihnen größtentheils angeborenen Faulheit, mit deutschem Fleiße nicht konkurriren können. Schon manche von ihnen, die den deutschen Ansiedelungen am nächsten wohnen, suchen ihre Grundstücke zu veräußern, um sich in andern Distrikten niederzulassen, wo noch nicht an deutsche Ansiedelungen zu denken ist. Ich für meinen Theil, der ich jetzt das Portugiesische ziemlich gut

verstehe, und obenein ein naturalisirter Bürger bin, verkehre ganz gut mit ihnen, und wüßte mich keines Beispiels zu entsinnen, daß mich einer derselben grob oder unanständig behandelt hätte, sondern im Gegentheil, wo ich auch mit ihnen zusammentreffe, sind sie immer äußerst artig und zuvorkommend gegen mich.“

Die Portugiesen, welche mit dem Schimpfsnamen Pé de chambo — Bleifuß — bezeichnet werden, sowie die spanischen Creolen der Nachbarstaaten, und von diesen namentlich die Argentinier, sind am meisten gehaßt, und auf Nordamerikaner und Franzosen, denen man Habsucht und Unredlichkeit vorwirft, halten die Brasilianer auch nicht besonders viel. In derselben Achtung, deren sich die Engländer wegen ihres soliden Charakters und ihrer energischen Thätigkeit erfreuen, steht der Deutsche, der hier auf seine Nationalität wirklich stolz sein kann; rühmte sich doch am kaiserlichen Hofe eine der ersten Hofdamen ihrer deutschen Abstammung. Möchte jeder deutsche Auswanderer dazu beitragen, den schönen Ruf der Sittlichkeit und geistigen Bildung, der Solidität, Zuverlässigkeit und Arbeitslust, in welchem seine Landsleute in Brasilien stehen, aufrecht zu erhalten und zu erhöhen! Das äußere Benehmen der Brasilianer beiderlei Geschlechts trägt das Gepräge eines Anstandes und einer Würde, von welchem das oft nicht wenig plumpe Benehmen unserer deutschen Bauern und Handwerker einen großen Gegensatz bildet; unter den höhern Ständen artet dieses Anstandesgefühl jedoch nicht selten in lästige Complimente und Ceremonien aus, und hierin liegt auch die Ursache, daß in der Gesellschaft der Frack, Hut und lackirte Schuhe eine wichtige Rolle spielen.

Die Landessprache ist die portugiesische, die sich überaus rasch lernen läßt und namentlich von Kindern oft schon nach drei Monaten verstanden und gesprochen wird; die Mehrzahl der gebildeten, namentlich jungen Leute, der Aerzte, Advokaten, Offiziere und Kaufleute sprechen französisch; englisch ist wenig verbreitet, und noch weniger die deutsche Sprache, obschon der Kaiser sehr gut deutsch spricht und man zuweilen hochstehende Beamten findet, welche die Augsburger Allgemeine Zeitung halten.

Der größte Schandfleck der menschlichen Gesellschaft, die Sklaverei, existirt zwar noch in Brasilien, allein einerseits ist das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven ein mehr patriarchalisches und mildes, als in irgend einem Sklavenstaate, andererseits erkennen die Brasilianer die Nachtheile der Sklaverei selbst so unumwunden

an und die Regierung wie die Presse, namentlich der *Contemporaneo* und *Monarchista* in Rio de Janeiro, arbeiten so unermüdtlich gegen dieses die Menschheit entwürdigende Institut, daß ihr Ende nicht mehr lange wird auf sich warten lassen. Die Regierung hat mit edler Humanität und kühnem Muth die den Anfang gemacht und verboten, auf den von ihr zu vergebenden Ländereien Sklaven zu halten und zur Arbeit zu verwenden. In der Provinz Sta. Catharina hat sich besonders der Präsident Antero José Ferreira de Brito große Verdienste erworben, um das Halten von Sklaven immer schwieriger und kostspieliger zu machen; auch in Rio Grande dürfen Einwanderer keine Negerklaven halten, so daß, jemehr die Sklaverei abnimmt, sich dem freien Arbeiter desto schönere Aussichten eröffnen. Die Anzahl der Negerklaven ist in den Nordprovinzen, wo auf einen Weißen nicht selten zehn Neger kommen, am größten, im Süden findet dagegen fast gerade das Gegentheil statt, indem auf etwa 30,000 Einwohner 14,000 Sklaven gerechnet werden, deren Zahl mit jedem Jahre eher abnimmt, als wächst.

III. Klima. — Ackerbau; Viehzucht; Reichthum der Wälder; natürliche Plagen. — Bergbau. — Industrie; Handel und Verkehrsmittel. — Statistik.

Das Klima Süd-Brasiliens, welches unter den Beweismitteln aller Feinde gegen die Auswanderung nach Brasilien gewöhnlich in erster Reihe steht, ist mit demjenigen anderer Landstriche unter gleicher geographischer Breite verglichen, im Allgemeinen gerade eines der gesündesten, wenn auch damit nicht behauptet werden soll, daß Süd-Brasilien ein Land ist, wo alle anlangenden Kranken gesund und die Gesunden nie krank werden. Wohl nicht ganz unabsichtlich wird das Klima des nördlichen, dem Aequator also näher liegenden Brasiliens von denen, welche gegen die Einwanderung nach Brasilien eifern, auch auf das südliche Brasilien bezogen, was aber ganz dasselbe Verhältniß ist, als wenn man das Klima des nördlichen Norwegen mit dem von Spanien und Sicilien verwechseln wollte.

Die im Jahre 1846 herrschende Grippe, in Brasilien Pockstieber genannt, war durch Sklavenschiffe von außen eingeschleppt worden und ergriff allerdings im ganzen Lande viele Personen, war aber selten tödtlich; das hie und da vorkommende Auftreten der Pocken, denen

besonders Neger und Mischlinge ausgesetzt sind, ist größtentheils eine Folge der schlechten Impfanstalten. Im südlichen Theile sind als wirkliche endemische Leiden anzusehen rheumatische und katarthalische Uebel, zumal in Gegenden, wo schnelle und bedeutende Temperaturwechsel zu gewissen Zeiten stattfinden, Unterleibsleiden, die die Einheimischen indessen eben so gut befallen als die Fremden, chronisch-schleichende Entzündungen, Hämorrhoiden, Wurmkrankheiten und Verschleimmungen, welche jedoch in der Regel durch eine leichte Behandlung und oft schon durch eine zweckmäßige Lebensweise gehoben werden, während Scropheln, Lungenschwindsuchten, häutige Bränne und hartnäckige Augenübel fast gänzlich unbekannt sind. In einzelnen Distrikten der Provinz St. Paulo zeigt sich der Kropf in ungeheuern Exemplaren und soll durch die Beschaffenheit des Trinkwassers veranlaßt werden; Sonnensich kommt nur vor, wenn man unvorsichtig genug war, sich mit bloßem Kopfe den Strahlen der Sonne auszusetzen.

Die Acclimationsübel, welche der einwandernde Fremde zu überwinden hat, beschränken sich auf leichte Hautausschläge, Sissblattern oder Windpocken, die bei ordentlicher Diät schon nach 14 Tagen bis 3 Wochen verschwunden sind, bei manchen Kopfweh und Abspannung, die jedoch bei Aufenthalt im Kühlen und Ruhe ebenfalls nach wenigen Tagen vergehen. Eine andere Acclimationskrankheit, Landeskrankheit „mal de terra“ genannt, welche in einem schmerzlosen Dahinwelken und einer Abnahme der Kräfte, die in höheren Graden von Fieber begleitet wird, verbunden ist, hat nicht im warmen Klima seinen Grund, denn die Neger der afrikanischen Küsten, die doch an ein weit heißeres Klima gewöhnt sind, bekommen sie auch mitunter, sondern wahrscheinlich ist sie blos eine Folge übermäßiger körperlicher und geistiger Anstrengungen und von Heimweh. Wird dieses Uebel bei seinem Auftreten mit Brechmitteln und Abführungen behandelt, und bei zweckmäßiger Diät namentlich jeder schädlich wirkende Eindruck auf das Gemüth sorgfältig vermieden, so entweicht es in der Regel schnell; vernachlässigt man es jedoch, so geht es leicht in ein schleichendes Fieber über und ist dann lebensgefährlich. Ganz besonders befällt den nicht acclimatisirten Fremden, der sich längere Zeit hindurch im Walde aufhält, um Bäume zu fällen, bisweilen eine Art Wechselfieber, welchem man dadurch am sichersten begegnet, daß man niemals seine Lagerstätte auf dem soeben geklärten Lande aufschlägt, sondern dieselbe lieber auf einer ent-

fernten Anhöhe im dichten Walde, dessen Ausdünstung nicht so schädlich ist, als die des neu gelichteten Waldes, oder auf einer Besitzung in der Nähe sucht. Diese Ausdünstungen und das daraus entstehende Fieber verschwinden jedoch sogleich nach dem Brennen des Waldes, und eine entsprechende Lebensordnung des Arbeiters im Urwalde beugt ihren schädlichen Folgen in der Regel vor.

Denkt man zur vorurtheilsfreien Würdigung des so vielfach verkannten und angefeindeten Gesundheitszustandes in Brasilien an die Pest des Orients, die Cholera des südlichen und westlichen Asiens, die Sumpf- und Küstenfieber Afrika's, und an die blutige Ruhr, die Gallen- und Wechselstieber der so vielfach gepriesenen Nordamerikanischen Staaten, wo den glühenden Sommern ein sibirischer Winter folgt, der Leute mit schwacher Brust schwindstüchtig machen muß, so wird man Brasilien den Vorzug einräumen müssen; denn einige wenige Punkte, welche wegen der auf ihnen herrschenden verderblichen Wechselstieber verrufen sind, können den Ausschlag für das ganze Urtheil nicht geben. Von allen Gegenden des südlichen Brasiliens sind indeß die Hochlande von der Serra Grão Mogol (16—17° südl. Breite) in der Provinz Minas Geraes an bis zur Westgrenze der Provinz Rio do Sul als die gesündesten und besonders dem deutschen Einwanderer am meisten zusagenden zu empfehlen.

Erdbeben und Orkane sind in Brasilien unbekannt; die Gewitter, die jedoch wie in allen südlichen Gegenden sehr häufig und heftig sind, ohne die Luft auf eine empfindliche Weise abzukühlen, steigen in wenig Stunden auf und entladen sich, um bald wieder dem herrlichsten azurblauen Himmel Platz zu machen. Die Lebensdauer ist derjenigen anderer Länder gleich, und es gehören 70 und 80jährige Leute nicht zu den Seltenheiten, ja es finden sich ebenso viele Fälle wie in andern südlicher gelegenen Ländern, daß Leute mehr als hundert Jahr alt geworden sind.

Der Ackerbau und die landwirthschaftlichen Gewerbe Brasiliens liegen noch in der ersten Kindheit und viele Zweige derselben, welche einen unermesslichen Gewinn geben würden, sind noch gar nicht eingeführt. Dieser auf der einen Seite für Brasilien traurige Umstand ist auf der andern Seite für den deutschen Einwanderer mit seinem Fleiße und seinen Kenntnissen um so vortheilhafter, als er ihm ein von keiner Concurrenz bedrohtes, durch hohe Zölle geschütztes und im höchsten Grade ergiebiges Feld für seine Thätigkeit eröffnet.

Die ganze Arbeit des Landmanns besteht in nichts weiter, als im Fällen, Brennen, Hacken, Pflanzen und Ernten, so lange der Boden genug trägt; läßt die Ertragsfähigkeit desselben nach, so wählt er sich ein neues Stück Urwald, welches er auf dieselbe Weise benützt, während auf dem verlassenen erschöpften Landstrich unterdessen Wald und Gebüsch wachsen. Mit der deutschen Colonisation hat man jedoch bereits begreifen gelernt, einen vernünftigen Fruchtwechsel einzuführen und Futter auf dem erschöpften Boden zu bauen, damit derselbe neue Kraft gewinne; dies jedoch fällt keinem Brasilianer ein, und selbst einige deutsche Colonisten haben sich diesem Schlandrian ergeben und folgen der brasilianischen Ackerbaumethode, so irrationell und schädlich sie ist, blindlings. Bedenkt man, daß der Boden jährlich mindestens zwei Ernten, nicht selten auch drei und vier hergeben muß — erst Mais und Bohnen, dann Kartoffeln und endlich, obgleich diese letzte Ernte wegen eintretender Trockenheit nicht allemal sicher ist — wieder Mais und Bohnen, und daß man nicht selten auf demselben Boden für diesen sehr angreifende Gewächse, wie Zuckerrohr und Mandiokka, hinter einander baut, ohne jemals an's Düngen zu denken, so kann es Niemanden Wunder nehmen, wenn auch das fruchtbarste Land gänzlich ausgezogen wird.

Die vorzüglichsten Erzeugnisse des Ackerbaues in den Südpvinsen sind je nach der Dertlichkeit durchschnittlich nur Mais, Bohnen, Reis, Mandiokka, Zuckerrohr, Kaffee, Thee, Kürbisse, Wassermelon, selten einige Erdnüsse und Bananen, und noch seltener Weizen, Korn und Gerste, man pflanzt einige Bananen, Apfelsinen- und Citronenbäume, Baumwolle für seinen häuslichen Bedarf und hie und da einige Ricinuskörner auf rohe und nachlässige Weise. Kartoffeln und andere europäische Gemüse sind erst durch deutsche Colonisten in Aufnahme gekommen; die Nahrung des Brasilianers besteht Jahr aus Jahr ein aus Mandiokkamehl in verschiedenen Zubereitungen, namentlich geröstet, Bohnen, Fleisch oder Fisch und bisweilen mit spanischem Pfeffer geröstetem Reis. Tabak wird in Rio Grande und Sta. Catharina so gut wie gar nicht gebaut, wiewohl er hier herrlich gedeiht, Hanf und Flachs, die man früher in geringer Quantität baute, hat man fast gänzlich wieder aufgegeben, da es an den zur Bearbeitung der Fasern nöthigen Werkzeugen und Mühlen zur Gewinnung des Oels aus dem Samen fehlt.

Das Culturverfahren des ankommenden Colonisten ist zwar im Anfange anstrengend, zumal da man die meiste Arbeit mit eig-

ner Hand verrichten muß, weil die Arbeitslöhne zu theuer sind, indes läßt die sichere Aussicht auf eine ergiebige Ernte und der Wunsch, vorwärts zu kommen, diese Schwierigkeiten frohen Muthes überwinden. Im Juli oder Juni, oder frühestens im Mai muß der Colonist mit Art und Handbeil vom Walde ein so großes Stück Landes lichten, als er im ersten Jahre anpflanzen kann und will.

Der Colonist braucht sich nicht sofort an dem gewählten Orte niederzulassen, da er, je nachdem das Wetter mehr oder weniger trocken ist, 30 bis 60 Tage zu warten hat, um das Gesträuch und die gefälltten Bäume — wenigstens theilweise — zu verbrennen, und es in dieser Zwischenzeit nichts weiter für ihn zu thun gibt. Der geeignete Zeitpunkt zum Brennen ist dann gekommen, wenn die Blätter, das Buschholz und die kleinern Zweige trocken sind und die Stämme und großen Aeste theilweise äußerlich anbrennen.

Von dem Holze, welches nicht verbrennen muß, benützt man das sogenannte gefegliche Bauholz (Paos de ley) zur Errichtung von Häusern und Hütten, und der im Laufe der Zeit verfaulende Rest wird als Dünger verwendet.

Ist das Terrain gebrannt, so muß man mit dem Eintritt des ersten Regens, jedoch unter allen Umständen nicht früher als Ende August, zur Saat schreiten. Treten in Bezug auf die Witterung nicht außergewöhnliche Abänderungen ein, so ist die beste Saat durchschnittlich diejenige, welche 14 Tage oder 3 Wochen vor dem Frühling (21. Sept.) in der Erde ist. Bleibt aber der Regen aus, so muß man darauf warten, und in diesem Falle oder selbst wenn das Schlagen oder Brennen später, als oben angedeutet worden, vorgenommen wurde, so kann man auch noch in den nächsten Monaten pflanzen, und nicht selten trägt eine zwischen dem September und December gemachte Saat noch reiche Ernten. Ist der Boden gebrannt, so bedarf er keiner weitem Vorbereitung. Man legt den Samen in Löcher von 4—6 Zoll Tiefe und bedeckt ihn mit dem Fuße mit Erde.

Von dieser Zeit ab ist die beständige Anwesenheit des Colonisten auf seiner Ansiedelung nöthig, indem er nun sein Haus oder seine Hütte und die erforderlichen Borrathskammern bauen, Wege in die Pflanzung herstellen und den Küchengarten anlegen, sowie Zäune machen muß.

Für jede Aussaat, mit Ausnahme der Bohnen, die in großem Maßstabe gebaut werden — ist die geeignetste Zeit die Nähe des

Frühlings. Die hauptsächlichsten Nahrungsmittel sind: Mais, Reis, Mandiokka (grobes Mehl), Bohnen, Kartoffeln, Melonen, Wassermelonen zc.

Die vorzüglichsten Ausfuhr-Artikel bestehen in: Kaffee, Baumwolle, Zuckerrohr zc.

Ist der Wald gebrannt, so pflegt man den ganzen Platz mit Mais in einer Entfernung von je 4 Fuß zu bepflanzen und andere Sachen, wie Mandiokka, Kartoffeln zc. dazwischen zu pflanzen.

Soll Reis dazwischen gepflanzt werden, so muß man die Entfernung der einzelnen Maispflanzen auf 7 bis 8 Fuß erhöhen, und für den Reis sind Thäler, Flußufer, feuchte und frische Gegenden am passendsten. Endlich benutzt man die Maispflanzungen noch zum Dazwischenpflanzen von Bohnen im Monat Februar in der Weise, daß gleich nachdem der Mais geerntet ist (gewöhnlich im März) die Stöcke der Maispflanze den Bohnen als Stangen dienen.

Von allen Pflanzen legt man 3 bis 5 Körner in jedes Loch. Die erste Saat nach dem Brennen des Waldes braucht man in der Regel nicht vom Unkraut zu reinigen. In den beiden folgenden ist eine Reinigung von Unkraut fast immer hinreichend, und in den folgenden Jahren zwei; kein Pflanzler reinigt das Land mehr als zweimal im Jahre.

Reis und Mais werden gewöhnlich 6 Monat nach der Saat geerntet, andere Pflanzen früher, Cacao, Mandiokka, Kartoffeln 6 bis 8 Monat, Bohnen 3 Monat.

Gibt der Mais nur 100—150 Alqueiren*) auf 1 Alqr. Ausfaat, so ist der Boden nicht schön zu nennen; auf den Anpflanzungen im Innern liefert die Saat in der Regel 200 bis 300fältig. Die Pflanzler der Provinz Minas, Nachbarn der Wälder des Mercury, geben ihre Ernte als gewöhnlich 300fach an.

Die Anpflanzung von Reis und Bohnen ist in einigen Gegenden dieselbe, und wenngleich in den meisten Fällen weniger als Mais, vergütet die Ernte derselben dem Pflanzler doch reichlich die darauf verwendete Mühe.

Mandiokka, Kartoffeln und andere Pflanzen gedeihen über alle Begriffe derjenigen, die die Fruchtbarkeit des Urwaldes nicht aus eigener Anschauung kennen.

*) 1 Alqueire = 1 Bushel.

Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß der Landmann bei erforderlicher Kraft und Lust zum Arbeiten und mit den nöthigen Samen und Ackergeräthen versehen, sowie im Besiz einiger Hausthiere zur Zucht, wenn er sich nebenbei die Mühe genommen hat, gleich einen Küchengarten anzulegen, nach etwa 8 Monaten nach seiner ersten Saat in einem Ueberfluß von Lebensmitteln schwimmt.

Zum Pflanzen des Kaffees ist der Mai die günstigste Zeit, wenn man Setzlinge hat, und von diesen sind die stärksten die besten. Das Land wird gleich nach der ersten Mais- und Bohnen-Ernte bepflanzt, und hat man dazu keine Ableger, so muß man die Baumschule in einem Thale anlegen, wo der Regen den Dünger nicht wegspült, und beständig auf Reinhaltung des Bodens vom Unkraut sehen. Die Setzlinge müssen in Löcher von etwa 1 Fuß Tiefe und je zwei in ein Loch gepflanzt werden, und diese Löcher in einem Zwischenraume von gegen 12 Fuß auseinander stehen. Gleichzeitig muß man darauf sehen, daß die Anpflanzung der Kaffeebäume soviel als möglich in schnurgerader Linie geschieht, da dies die Ernte sehr erleichtert und außerdem einen hübschen Anblick gewährt.

Bis die Kaffeebäume den ganzen Boden beschatten, was erst nach 7 bis 8 Jahren der Fall ist, wird jedes Jahr Mais dazwischen gepflanzt. Im dritten Jahre fängt der Kaffeebaum an zu tragen und vom fünften Jahre sind die Ernten am ergiebigsten. 1000 Kaffeebäume liefern jährlich von 50 bis 100 Arroben *) Kaffee. Jede Kaffeepflanzung muß zweimal im Jahre vom Unkraut gereinigt werden, und zugleich entfernt man von den Bäumen die trocknen Zweige, Lustpflanzen u. s. w.

Die Lebensdauer des Kaffeebaumes beträgt 20 Jahre; indeß schießt er, wenn er fast todt scheint und von unten abgeschnitten wird, wieder auf und trägt noch fernere 10 Jahr.

Zuckerrohr, Baumwolle und die andern Produkte, welche Brasilien ausführt, werden mit geringen Abweichungen wie der Mais gepflanzt und geerntet.

Die erste Baumwollen-Ernte erfolgt 10—12 Monat nach der Saat.

Die Ackerbauwerkzeuge beschränken sich auf die rohesten Instrumente; der Pflug ist den wenigsten Südbrazilianern bekannt, und

*) 1 Arrobe = 32 Pfd.

wo er existirt, besteht er in einem krummen Rste mit einer eisernen Spitze; Egge und Walze sind gänzlich unbekannt. Die brasilianischen Karreten sind große und schwere Fahrzeuge, die ohne ein Stückchen Eisen zusammengehalten und von einem bis zu sechs Paar Ochsen mühselig fortgeschleppt werden. Mit Pferden und Maulthieren fährt man nur in den Städten, und mit einer Stute zu fahren oder gar auf ihr zu reiten, würde kein echter Brasilianer für vieles Geld über sich gewinnen, weshalb man diese in Rio Grande für ein Spottgeld haben kann.

So günstig das Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens für die Viehzucht ist, so hat man doch im Allgemeinen noch wenig an eine vernünftige Züchtung gedacht, und obwohl man alle europäischen Hausthiere bis auf Pfauen und Perlhühner herab findet, sieht man dennoch nicht viel Schafe, für deren Zucht die Campos das günstigste Terrain bieten, das man sich denken kann. Am stärksten wird die Schweinezucht betrieben, wenn auch noch lange nicht in dem Maße, als man könnte, namentlich auf dem Hochlande, wo die Früchte der Brasilfichte, die für Menschen und Thiere eine wohl-schmeckende und nahrhafte kartoffelartige Speise abgeben, nicht selten in solcher Menge gefunden werden, daß man sie mit dem bloßen Fuße zusammenscharren kann.

Die Pferde, denen das Tragen des Schweifes merkwürdigerweise als unverzeihlicher Fehler angerechnet wird, sind zwar ursprünglich von edler spanischer Race, aber sehr heruntergekommen, und obgleich sie sehr fromm, genügsam und bei guter Behandlung anhänglich sind, auch bei nur geringer Sorge für sie kräftig und ausdauernd werden, so genießen sie doch nicht die geringste Pflege, wenn es nicht theure Luxusthiere oder Bettrenner sind, die man auch zuweilen findet. Der Preis ist zwar nach der Dertlichkeit verschieden, bis zu 20 Thlr. kann man aber fast überall ein recht brauchbares Thier erhalten.

Die Maulthiere sind sehr schön und werden viel gezogen, da sie ausdauernder, flüger, und auf schlechten Wegen zuverlässiger sind als die Pferde, man muß sich aber immer vor dem Schlagen hüten, da sie tückisch und boshaft sind. Ein Maulthier kostet im Durchschnitt um die Hälfte oder noch einmal so viel als ein Pferd. Im Innern, zumal im Süden, reitet man Pferde sowohl als Maulthiere ohne allen Beschlag, in Städten jedoch ist diese Vorsichtsmaßregel anzurathen.

Das Rindvieh ist größtentheils von schönem großen Schlage und es gibt wahrhaft colossale Thiere darunter, jedoch sind die Kühe zur Milchmugung nicht besonders geeignet, und man hat des reichlichen Milchertrags wegen bereits schon portugiesische und belgische Kühe eingeführt. Der Preis des Rindviehs ist je nach der Dertlichkeit sehr verschieden und steigt von 6 Thlr. für eine Kuh mit Kalb bis zu 20 und 30 Thlr., wie man auch das Paar Zugochsen an manchen Orten für 20—25 Thlr. kauft, während man anderwärts das drei- und vierfache dafür bezahlen muß.

Hunde gibt es zwar in Menge, aber an guten Racehunden fehlt es und besonders sind gute Jagdhunde oft unerschwinglich theuer, so daß man einen mittelmäßigen Jagdhund kaum unter 20 Thlr. bekommt.

Bienezucht wird nur wenig und fast nur noch mit einheimischen Bienen getrieben, die keine Stacheln haben und meist einen sehr dünnen Honig und weiches, aber sehr angenehm riechendes Wachs geben. Vor nicht gar langer Zeit erst hat man mit europäischen Bienen den Versuch gemacht, die sich so sehr vermehren, daß nach vollkommen glaubwürdigen Nachrichten eines Deutschen aus Minas derselbe von einem einzigen Stocke in einem Jahre 12 Schwärme gewann, trotzdem daß auch noch einige in den Wald entflohen.

Die Seidenzucht würde bei dem vorzüglichen Gedeihen des Maulbeerbaumes einen namhaften Verdienst gewähren, wenn dieselbe mit mehr Sorgfalt betrieben würde.

Die landwirthschaftlichen Gewerbe entsprechen dem niedrigen Stande, auf welchem der Ackerbau steht, heben sich aber wie der Ackerbau selbst mit dem Zunehmen der Auswanderung. Die Geräthe und Werkzeuge sind von einer wahrhaft vorfindstuthlichen Rohheit, erfordern eine ungeheure Verschwendung von Zeit und Kraft, und machen die Ausbeutung der Ackerbauerzeugnisse nicht nur größtentheils sehr unvollkommen, sondern mitunter ganz unmöglich. So wird, um nur einige Beispiele anzuführen, mit der Hand der Reis geschält und die Baumwolle entkernt, Bohnen und Mais mit langen Stöcken ausgeschlagen oder letzterer auch mit der Hand von den Kolben gedreht, Weizen und Gerste läßt man noch durch Thiere austreten, und an's Sieben des Getreides wird ebensowenig gedacht, da ja der Wind, wenn man die Körner in die Luft wirft, die Spreu davonführt. Man baut den Ricinus, der so viel treffliches Brennöl enthält, daß man abgepresste Kuchen dazu thun

muß, um ihn auszupressen, die köstliche Erdnuß, welche ein vorzügliches Speiseöl gewährt, das ganz hell ist und wie Gänfeschmalz schmeckt, man könnte Flachs und Mohn bauen, deren Del in großen Mengen von Europa eingeführt wird, sowie Oliven, Mandeln, Hanf, Sesam und andere Delgewächse, man hat aber keine Delmühlen, um diesen Reichthum des Landes werthvoll zu machen, und beschränkt sich mit großem Aufwand von Arbeit und ebensoviel Ueberfluß von Schmutz und Schmiererei darauf, die Samen hie und da zwischen Steinen oder in Mörsern zu pressen, worauf man sie auskocht und dabei immer noch sehr wenig Del gewinnt.

So unermeslich der Reichthum der Wälder an den herrlichsten Luxus- und Möbelhölzern ist, so groß, wenn nicht größer, ist die Verwirrung in der Benennung derselben, und ein ganzes Leben in den Urwäldern würde nicht ausreichen, nur den größten Theil derselben kennen zu lernen. Der verstorbene Major Köhler in Petropolis hatte nicht weniger als 400 Arten von Hölzern blos in der Provinz Rio de Janeiro gesammelt. Im Allgemeinen haben diese Holzarten Südbrasilien's nicht die geringste Aehnlichkeit mit denen Deutschlands; die meisten sind sehr dicht und hart und weniger leicht zu bearbeiten. Feine Möbelhölzer findet man zwar fast überall, aber in der Provinz Sta. Catharina und dem Unterlande von St. Paulo bei weitem mehr, als in Rio Grande, Bau- und Nutzholz hat man überall in der schönsten und herrlichsten Auswahl, und man hat sich nur bei einem des Landes kundigen Einwohner zu befragen, um bei der Verschiedenartigkeit der Zwecke, wozu die einzelnen Holzarten verwendet werden, nicht Zeit und Arbeit an ein vielleicht gerade am wenigsten passendes Material zu verschwenden.

Wir würden dem Leser wohl keinen besondern Gefallen erweisen, wenn wir ihm ein Verzeichniß nur der bessern Hölzer geben wollten, da uns bei den gemessenen Grenzen unseres Schriftchens kein Raum bleiben würde, außer den mitunter abenteuerlich klingenden Namen nur die hauptsächlichsten Eigenschaften derselben anzuführen, nur die Bemerkung möge Platz finden, daß schwarzes Zimmetholz (*Canella preta*), schwarzer Sassafras, Garuba, Paroba, Urucana (gewöhnlich *Licorana* genannt) die sogenannten Gesetzgehölzer (*Paos de ley*) bilden, welche wegen ihrer unverwüßlichen Ausdauer allein bei öffentlichen Bauten verwendet werden dürfen, und von denen die beiden letzteren namentlich zu Schiffsbauten und andern Bauten genommen werden.

Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, daß der Urwald Südbrasilien's nur aus sehr großen Stämmen besteht, die Feigen und Brasilfichte, von denen man zuweilen in Dicke und Höhe ungeheure Stämme findet, ausgenommen, sind die Bäume im Allgemeinen nicht stärker als in einem gut bestandenen deutschen Walde, nur ist ihre Höhe, bis dahin, namentlich wo sie wegen des hohen Aufhanges der Zweige nutzbar sind, größtentheils weit beträchtlicher. Die Stärke und die größere oder geringere Masse der Bäume gibt zudem dem Käufer von Land einen sichern Maßstab für den Werth des Bodens. Je dicker die Stämme sind und je dichter sie stehen, desto besser ist der Boden, desto kostbarer sind die Hölzer und desto größer also der Ertrag, der die vermehrte Arbeit der Urbarmachung reichlich belohnt.

Neben ihrem Reichthum an Holz enthalten die südbrasilianischen Wälder noch eine große Anzahl sehr nutzbarer Pflanzen, die mitunter wegen der Haltbarkeit, welche die aus ihnen gefertigten Stricke, Tane u. s. w. besitzen, sehr gesucht werden und deren Sammeln einen ganz leidlichen Gewinn abwirft. Andere geben Speise, Latten, Dachsparren, Harz zu Räucherwerk, Del und vortreffliche Gerberinde.

An Arzneipflanzen ist der Reichthum der Waldungen nicht weniger groß; die Brechwurzel und Saffaparille finden sich an vielen Orten in verschiedenen Arten, sowie viele sogenannte Chinaarten und bittere oder gewürzhafte Rinden.

Um dem Vorwurf zu entgehen, als malten wir Südbrasilien als ein bloßes Eldorado nur von der glänzenden Lichtseite, wollen wir auch die Schattenseiten desselben einer kurzen Betrachtung unterwerfen. Ueber die klimatischen Verhältnisse haben wir den Leser hoffentlich bereits beruhigt, und es bleibt noch die sehr oft von ängstlichen Gemüthern aufgeworfene Frage nach den übrigen Uebeln des Landes übrig. Zu den reißenden wilden Thieren gehören der durch ganz Amerika von Patagonien bis nach Canada hinauf verbreitete Jaguar (*Oncā pintada*), selten der schwarze (*Oncā preta*), Cuguar, auch Puma und Löwe (*Oncā parda*) genannt, die oft sehr groß und stark sind und sich namentlich in den Viehzucht-Distrikten aufhalten, wo sie ganz besonders dem Rindvieh sehr gefährlich und theils geschossen theils mit dem Lasso gefangen werden. Indes sind sie im südlichen Brasilien ungleich feiger als im heißern nördlichen und ziehen sich deshalb, da sie in den Wäldern Ueberfluß an Nahrung finden, von

den Niederlassungen immer mehr und mehr zurück, ja es begegnet nicht selten, daß erfahrene leidenschaftliche Jäger aller Mühe ungeachtet nicht ein einziges dieser Thiere in mehreren Tagen zu Gesicht bekommen konnten. Es gibt noch einige Arten kleiner, sehr schön gezeichneter Tigerkätzchen, dagegen weder Bären noch Wölfe. Eine Art Beutelratte, welche ein kleines Raubthier ist, stellt nur den Eiern und jungen Hühnern nach; die großen Fledermäuse, welche wohl dem Vieh, aber nicht dem Menschen aus den Halsadern das Blut saugen, vertreibt man durch Einreiben der Thiere mit Theerwasser oder andern stark riechenden und bitter schmeckenden Sachen, oder man bringt die Thiere in Verschläge mit engen Gittern.

Von den Schlangen, die es in sehr großer Menge gibt, sind die wenigsten giftig; wirkliche Giftschlangen sind die Curucunen und Jararaca, von denen die erstere mehr im dichten Urwalde lebt und die giftigste ist, während letztere sich mehr in lichtem Gehölz und Gebüsch aufhält; beide sind jedoch im höchsten Grade furchtsam und träge, so daß man unmittelbar auf sie treten oder sie auf andere Weise reizen muß, um sie zum Beißen zu bringen; und obgleich Eingeborne, Neger und Fremde fast beständig in den Wäldern barfuß umherstreifen, so sind die Fälle tödtlicher Schlangenbisse dort eben nicht häufiger, als die durch den Biß toller Hunde verursachten Todesfälle bei uns in Deutschland. Als die besten Vorsichtsmaßregeln sind tüchtige Stiefeln zu empfehlen, durch welche die Schlangen nicht hindurch beißen, außerdem hat man zur Vorsorge ein gut verschlossenes Fläschchen mit einer Mischung aus 5 Theilen Salmiakgeist, 2 Theilen Schwefelsäure und 1 Theil rectificirtem Bernsteinöl bei sich zu führen, welche man, wenn man die Bißwunde mit einem Messer erweitert, scharf ausgesaugt und das Glied dicht über dem Bisse so scharf als möglich unterbunden hat, darauf tropft und wovon man alle halbe Stunden bis 5 Tropfen in etwas Wasser oder Brauntwein nimmt, bis heftiger Schweiß ausbricht. Es kommt hauptsächlich nur darauf an, einen sehr heftigen Nervenreiz und Schweiß zu erregen, und wenn diese erfolgen, so ist die Kur beendet. Andere als giftig verschricene Thiere, wie Buschspinnen, Skorpione u. dergl. m. sind meist so ungefährlich und selten, daß sie gar nicht zu erwähnen sind.

Das gefürchtete amerikanische Krokodil, Kaiman (Jacaré), wird auch in Brasiliens größeren Flüssen und Seen gefunden; es wird aber in der Regel kaum zehn Fuß lang, und ist wegen seiner Schen so we-

nig gefürchtet, daß man ganz unbesorgt in den Flüssen herumbadet und schwimmt.

Eine größere Plage und Pein als Jaguare, Giftschlangen und Kaimans sind die Moskiten und Stechfliegen, die sich jedoch mehr an niedrigen und feuchten Orten aufhalten, während die Hochländer fast ganz von ihnen verschont sind und sie auch an erstern Orten im Winter beinahe gänzlich verschwinden. Der im Sommer ankommende Fremde wird allerdings sehr von ihnen gepeinigt und hat besonders an den Händen und Füßen von ihnen zu leiden, während sie das Gesicht verschonen; ist man aber erst einige Wochen im Lande, so nimmt diese Plage bedeutend ab, indem sich die Ausdünstung verändert und die Lüsterheit dieser Thiere dadurch sehr vermindert wird. Dünne Handschuhe und Muskitoneze, Einreibungen mit Kampher, Rosmarin- oder Terpentinöl, selbst mit kölnischem Wasser schützen am besten gegen ein Uebel, das in den Vereinigten Staaten gewiß hundertmal mehr Auswanderer zur Verzweiflung gebracht hat, als in dem sogar in dieser Hinsicht ungerecht verschrieenen Südbrasilien, und welches noch lange nicht groß genug ist, um die Damen in Brasilien unverhüllt sowohl am Tage als Abends spazieren gehen, im Zimmer bei offenen Thüren sich aufhalten und im Lande umher reisen zu lassen. Eine fast noch größere Plage als die Muskitos und Bremsen sind namentlich in unreinlichen Häusern, deren man in Brasilien allerdings nicht wenige trifft, die vielen Flöhe, von der Stubensfliege hat man jedoch so gut wie gar nichts zu leiden. — Die Heuschrecken sind zwar in Brasilien nicht bekannt, dafür thun aber die Ameisen an Pflanzungen aller Art fast denselben Schaden wie diese und müssen mit vieler Mühe ausgerottet werden, wozu man namentlich viele Perlhühner hält, die sie begierig auffuchen. Ein sehr gebräuchliches und vortreffliches Mittel gegen diese Thiere besteht darin, daß man die Nester bis zu den Hauptkanälen aufgräbt, glühende Kohlen, Holzspähne und recht schwefelhaltige Kohlen hineinwirft, einen Kessel darüber stürzt, unter welchem man einen starken Blasebalg anbringt, womit man, nachdem vorher alles mit genähter Erde so luftdicht als möglich verschmiert ist, Luft hineinbläst. Durch diesen Rauch, der in die engsten Kanäle dringt und oft mehrere hundert Fuß entfernt aus der Erde aufsteigt, werden nicht nur die lebendigen Ameisen, sondern auch deren Eier getödtet. Auch Theerstreifen, welche man um die Bäume und Pfosten legt, halten die Ameisen

ab, ebenso getheerte Stricke, an welchen man Speiseschränke, namentlich wenn Süßigkeiten darin enthalten sind, aufhängt. Die wirkliche Termitte, welche in manchen Ländern so ungeheure Verwüstungen anrichtet, daß sie eine der verderblichsten Landplagen bildet, findet man im südlichen Brasilien gar nicht.

Zum Schluß mögen noch die Sandflöhe (*bichos de pé*) erwähnt werden, die sich besonders in trocknen sandigen Gegenden finden und welche sich namentlich an den Füßen in die Haut eingraben und dort anschwellen; erst wenn sie größer sind, fühlt man sie wie einen dicken Knoten und entfernt sie dann ganz leicht und schmerzlos mit einer Nadel, worauf man, um etwa zurückgebliebene Eier zu tödten, etwas Schimpftabak, Tabaksasche oder etwas Aehliches einreibt. Versäumt man diese Vorsicht und sieht namentlich bei Kindern nicht oft und genau Hände und Füße nach, so verursachen diese Flöhe nicht selten bedeutliche Wunden und langwierige Geschwüre, indem sich aus den Eiern neue Thierchen entwickeln. Dichtes Schuhwerk, öfteres Nachsehen und Reinlichkeit sind die zuverlässigsten Hülfsmittel gegen dieselben. — Die Holzböcke (*Carapatos*) saugen sich auch in Brasilien zuweilen an Menschen fest, die sich viel im Walde aufhalten; beim Vieh, besonders trächtlichem, sind sie nicht ganz ungefährlich und werden durch Striegeln und Waschen mit Theerwasser, einem Absud von Tabak oder ähnlichen Kräutern leicht entfernt; auch gibt man den damit behafteten Thieren mitunter einige Hände voll Mandiokablätter, deren Gift die Holzböcke tödtet, das Vieh selbst aber nur unbedeutend angreift.

Der Reichthum Brasiliens an Gold, Diamanten und andern edlen Mineralien ist bekannt und wird namentlich durch das Auftreten vielfach verschiedener Gesteinsbildungen neben einander und ihr gegenseitiges Durchbrechen bedingt. Das Gold findet sich, wenn auch in sehr wechselnden Mengen, fast durch ganz Brasilien, und die Ausbente der Provinz Minas Geraës allein betrug vom Jahre 1698, wo man die dortigen Goldminen entdeckte, bis zum Jahre 1821, wo Portugal Brasilien verlor, die ungeheure Summe von 15,000 Centnern. Sie und da wird es bergmännisch gewonnen, oder durch Waschen aus dem Sande der Flüsse, namentlich bei *Caxoeira* und *Cassapava*. Es kommt in der Regel sehr rein und oft in schönen großen Krystallen vor. Gediegenes Silber soll sich mit andern Silbererzen an der Grenze von *Sta. Catharina* finden und früher von den Jesuiten-Missionären ausgebeutet worden sein.

Eine Grube darauf sollte bei Lagoa do Barros eröffnet werden, wo unser Gewährsmann, Dr. Hermann Blumenau, ein Stück von einigen Unzen Schwere selbst in den Händen hatte; doch wurde diese Angelegenheit noch sehr geheim gehalten. An Mineralien findet man noch in lohnenswerther Menge: Kupfererze, Eisenerze aller Art, vom schönsten krystallisirten Eisenglanze bis zum Thoneisenstein, Steinkohlen, Vitriol- und Schwefelkiese, Salzformationen, besonders an den Flüssen Piratiny und Comaquan, und in der Gegend von Bagé, wo man aus dem salzhaltigen Kalksteine Glauber- und Bittersalz gewinnt, dagegen ist der Kalk leider selten und wird nur in den eben genannten Gegenden als ausgezeichnet schöner Urkalk von der Weiße des schönsten Marmors gefunden; bei Laguna und am Itajahy, wo man kleine Muschelhügel findet, und in der Nähe des Meeres muß man sich mit dem aus Muscheln gebrannten behelfen. Porzellan- und Töpferthon ist ebenfalls weit verbreitet, Ziegelthon findet sich im ganzen Lande; ebensowenig ist Mangel an trefflichen Mühl- und Bausteinen, und an Achat- und Chalcedonkugeln sind oft mit namhaftem Gewinn ganze Schiffladungen voll nach Europa gesendet worden. — Der Gewinn von Diamanten betrug vom Jahre 1728, wo sie entdeckt wurden, bis 1842 3 Millionen Karat im Werthe von 80 Millionen Thalern; aber bei Weitem sicherer und lohnender als das Wühlen unter der Erde nach Gold und Diamanten, wodurch der Boden namentlich früher planlos zerstört und die gute Erde abgeschwemmt wurde, bleibt der Anbau des Bodens, und Ackerbau, Pferde-, Rinder- und Schweinezucht, Baumwollen-, Kaffee-, Thee- und Tabaksbau gewähren einen höheren Ertrag, der das Land eher reich als arm macht und nicht so schnell verfliegt, wie die durch das Suchen von Gold und Diamanten erbeuteten Schätze, wenn auch bergmännische Unternehmungen, die man jetzt zweckmäßiger und mit dem erforderlichen Kapital betreibt, noch lange reichlich lohnen werden.

Obgleich man in Rio de Janeiro Alles haben kann, was Luxus, Mode oder Bedürfnis erfordert, wenn auch fast stets nur zu den enormsten Preisen, und auch die meisten andern Provinzialstädte je nach Verhältnis ihrer Größe und des Reichthums ihrer Bewohner zu nicht geringern Kosten selbst Luxusbedürfnisse befriedigen, so läßt sich doch behaupten, daß die Industrie Brasiliens auf einer sehr niedrigen Stufe steht und daß sich auf der ganzen Erde dem fleißigen und kenntnißreichen Manne kein so großer, mittelst eines

Eingangszolls von durchschnittlich 25 bis 30 Procent vom Werthe geschützter innerer Markt darbietet, der bei dem fast gänzlichen Mangel jeder innern Concurrrenz und dem unerschöpflichen Produktenreichtum den reichsten Gewinn trägt, als Südbrasilien. Die eigentliche Fabrikindustrie, mit Ausnahme der höchst beträchtlichen Cigarren- und Schnupftabak-, der sich in neuerer Zeit immer mehr hebenden Talgkerzen- und Seifenfabriken, der Anstalten zum Trocknen von Fleisch und Häuten, der Zuckerraffinerien, Töpfereien für ordinäres Geschirr, Gerbereien und Leinsiedereien, welche sich in größerer oder geringerer Zahl und Vollkommenheit fast in allen Provinzen finden, läßt dem intelligenten Einwanderer ein ebenso umfassendes als einträgliches Feld, und hebt sich mit der Verbesserung der Landstraßen und Verkehrsanstalten, sowie mit der bessern Benützung der Wasserkraft im Innern.

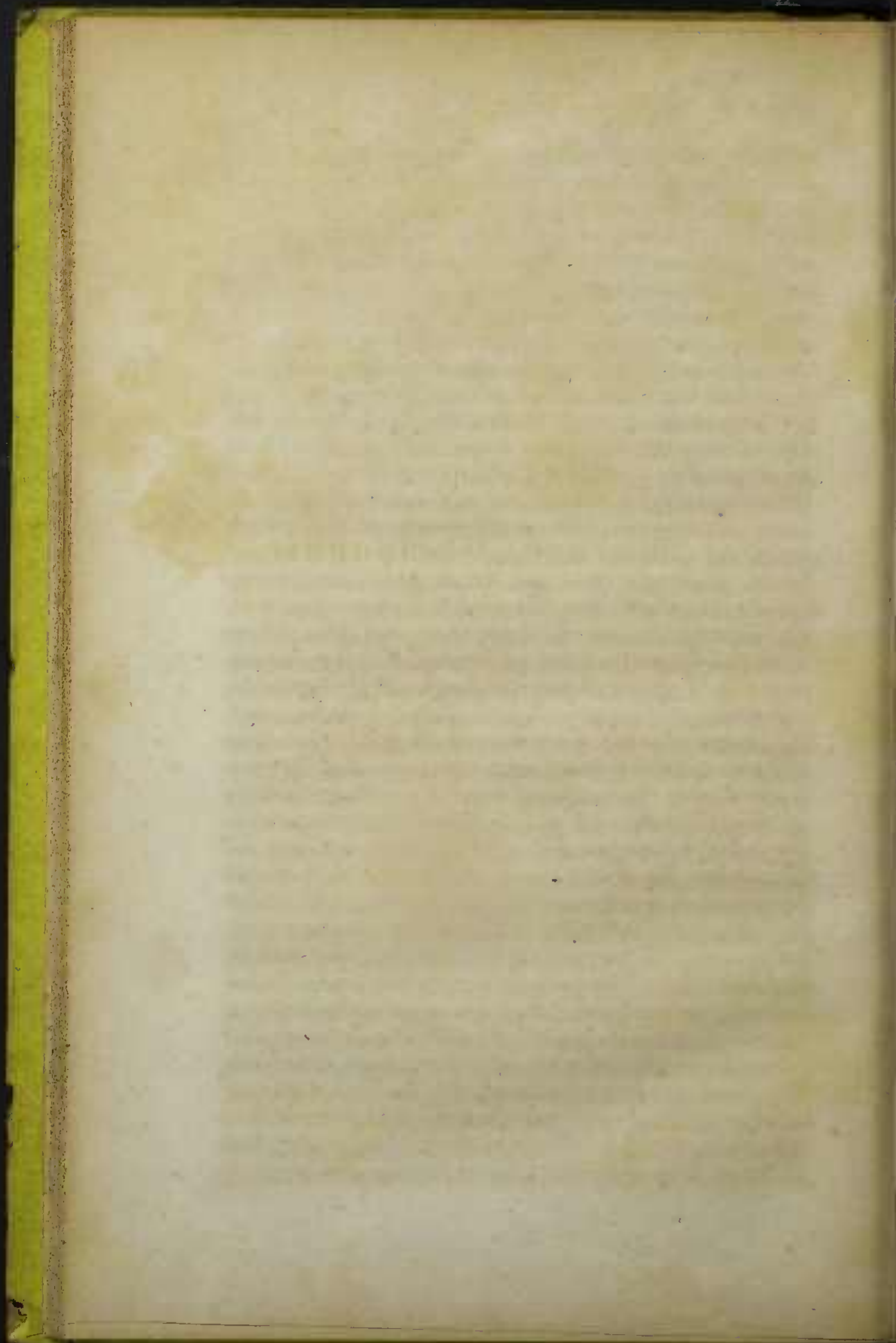
In engstem Zusammenhange mit dem Ackerbau und der Industrie steht der Handel Brasiliens. Der Hafen von Rio de Janeiro ist einer der besuchtesten in der ganzen Welt und kann vielleicht unter allen Häfen der Erde die größte Anzahl Schiffe von hohem Bord aufnehmen. Im Jahre 1850 liefen in ihm 3652 Schiffe aus allen Ländern ein, und in demselben Jahre betrug die Einfuhr für Rio allein 104 Millionen Franken. Die Ausfuhr des Kaffees belief sich im Jahre 1850 auf 1,450,000 Säcke, die des Zuckers auf 16,200 Ballen, die Ausfuhr von Baumwolle und guten Hölzern steigt ebenfalls mit jedem Jahre, und auch der Thee, dessen Anbau in der Provinz St. Paulo eine ungeheure Ausdehnung gewinnt, wird bald auf dem Weltmarkte eine bedeutende Stellung gewinnen.

Der Handel im Innern des Landes wird durch den beklagenswerthen Zustand, in welchem sich die Verbindungswege befinden, sehr gehemmt; jedoch hat die Regierung in voller Anerkennung der Wahrheit, daß zur gehörigen Verwerthung der Produkte eines Landes auch die größtmögliche Erleichterung der Communicationsmittel gehört, bedeutende Anstrengungen zur Verbesserung und Vervielfältigung der Straßen gemacht, namentlich in den Provinzen Rio, Minas Gerais, Pernambuco (besonders seit der Verwaltung des Barons Boa Vista.) Im Jahre 1850 wurden ungeheure Arbeiten begonnen, um eine Verbindung zwischen den Provinzen San = Paulo und Matto = Grosso und eine andere zwischen den Provinzen Santa = Catharina und Rio Grande herzustellen. Der Anlegung und Rentabilität

von Eisenbahnen stehen zwei gewichtige Hindernisse entgegen, welche befürchten lassen, daß ein Eisenbahnetz durch das ganze Kaiserreich noch lange zu den frommen Wünschen gehören wird; zunächst das große Mißverhältniß zwischen der ungeheuern räumlichen Ausdehnung und der dünnen Bevölkerung, und dann die außerordentliche Leichtigkeit der Verbindungen zur See längs der ausgedehnten Küsten, wo hauptsächlich die volkreichsten Städte liegen und auf welche allein der Handel sich größtentheils beschränkt. Der Handelsverkehr Brasiliens zu Wasser wird wegen seiner Leichtigkeit noch lange der wichtigste bleiben, und bereits giebt es eine beträchtliche Dampfschiff-Flottille, welche längs der Küsten fährt und worauf die Reisenden dieselben Vortheile und Annehmlichkeiten finden wie auf den europäischen Dampfschiffen. Man befährt die bedeutendsten Flüsse, die sich in den Ocean ergießen, und im Jahre 1850 sind beträchtliche Kanalbauten unternommen worden, um vermittelst des Tocantim, der in einer Länge von 600 Seemeilen schiffbar ist, die Provinz Goyaz mit der Provinz Pará zu verbinden.

Dem Europäer, welcher nicht bedenkt, daß die alte Welt an Uebervölkerung leidet, während Brasilien nur 7 Millionen über ein ungeheures Gebiet zerstreuter Einwohner zählt, unter denen noch die Fremden und Sklaven mitgerechnet sind, können seine Fortschritte langsam und gering erscheinen. Selbst in Betreff der Bevölkerung ist die Statistik noch mangelhaft, und nur für die Hauptstadt ergibt die officiële Ziffer der letzten Zählung 260,000 Einwohner. Allein täglich führt die Auswanderung, welche im Jahre 1851 2958 Deutsche betrug und 1854 auf 8673 stieg, unter welchen sich 7211 Portugiesen, 441 Franzosen, 295 Deutsche, 196 Engländer und 44 Schweizer befanden, neuen Zuwachs in diesen Staat, welcher niemals in der Statistik der Geburten erscheint und sich unaufhörlich und in fast unmerkbarer Weise, fern von der Küste, über die entlegensten Punkte des Landes verbreitet, bis derselbe eines Tages, wenn sich diese Bruchstücke von zerstreuten Gesellschaften enger verbunden haben werden, eine Masse von Bevölkerung bilden wird, die zu der Größe und dem unerschöpflichen Reichthum in besserem Verhältniß steht, und so Brasilien auf den Platz heben wird, den es in Zukunft einzunehmen berufen ist.

Die Colonie
der Mercury - Compagnie
in der Provinz Minas Geraës.



I. Lage, Klima und Bodenerzeugnisse der Mercury-Colonie.

Die Ländereien der Mercury-Compagnie, welche von dem Flusse Mercury, der Schlagader der Gegend, ihren Namen genommen, befinden sich in der Provinz Minas Geraës, die zwischen dem 13° und 23° südlicher Breite gelegen, nicht nur reich an edlen Mineralien, sondern bei der großen Fruchtbarkeit ihres Bodens und dem herrlichen gesunden Klima die bevölkertste Provinz des großen amerikanischen Kaiserreichs ist. Indes steht die Zahl der Bevölkerung, die nicht allein der frühere reiche und leichte Goldgewinn dahin zog, sondern welche auch das gesunde Klima und die überraschende Schönheit und Fruchtbarkeit des Bodens daselbst zurückhielt, noch lange nicht im richtigen Verhältniß zu dem Reichthum seiner Bodenerzeugnisse.

Zu dem offenen Terrain gewährt die Abwechslung des grünen Weidelandes mit dem finstern Gestein der aus den oft über 3000 Fuß hohen Plateaux inselartig aufsteigenden Felsenmassen — der sogenannten Serras — einen zauberhaften Anblick, während die zerstreuten kleinen Waldpartien, welche die Quellen und Bäche umsäumen, als angenehme Ruhepunkte das Auge festhalten. Die sich darbietenden Panoramen sind äußerst lieblich, und wenn ihnen auch der Eindruck, den Landschaften mit Meerespartien machen, abgeht, so wird doch dieser Mangel durch die Großartigkeit und den Silberglanz der sie durchströmenden Gewässer ersetzt. Nicht selten erscheint der ferne Horizont dem Auge als in wellenförmiger Bewegung ergriffen, in der sich ein weißes Segel schaukelt, während es in der That nur das Spiegelbild der sich in weiter Ferne verlaufenden Plateauberge mit ihren erhabenen Serras ist, an deren Fuße die weißen Häuser der Bewohner in malerischer Gruppierung zerstreut umherliegen. Durch den Mangel an Staffage, welche menschliches Wirken einem so reizenden Bilde zu seiner Vollständigkeit geben muß,

leidet die Landschaft an einer Monotonie, die selbst durch die Heerden von Pferden und Kühen nicht ersetzt werden kann, welche auf dem üppigen Weidelande die reichlichste Nahrung finden, und dieses Fehlen menschlichen Lebens und Wirkens erweckt allerdings einen Mißton, der um so schmerzlicher in die Seele dringt, wenn ein Blick auf den fruchtbaren Boden fällt; der nur auf die Hand zu warten scheint, welche seine Schätze weckt, um sie bald darauf in der reichsten Fülle zuernten.

Mit der größten Weisheit hat der Schöpfer die Gaben der Natur vertheilt; denn während die Gegenden, in welchen ein kräftiger Urwald voll der schönsten Lurus- und Möbelhölzer auftritt, metallleer sind, ist der goldhaltige Boden nur mit dürftigen Gräsern bedeckt.

Zwar hat die orographische Organisation des Landes eine große Verschiedenheit des Klimas und der Vegetation zur Folge, aber nirgends findet man die unerträglichen Temperaturunterschiede, welche in so vielen andern Ländern gleicher geographischer Breite die Ursache epidemischer Krankheiten werden. Das Klima ist dem der Lombardei und Italiens nicht nur vollkommen gleich, sondern diesem noch vorzuziehen; denn während die heißen afrikanischen Winde, welche bei ihrem Zuge über das Mitteländische Meer nur unbedeutend abgekühlt werden, eine unerträgliche Hitze erzeugen und die Luft verpesten, erfrischen die regelmäßigen Passatwinde, die Land- und Seewinde, die durch die weiten Campos streichen, die von der Sonne erhitzte Erde. Mit Unrecht hält man überhaupt die Hitze zwischen den Wendekreisen für größer als in der sogenannten gemäßigten Zone, denn eine Vergleichung stellt heraus, daß in Tropenlande nur eine gleichmäßigere Temperatur herrscht und daß das Hochland einen sehr wesentlichen Einfluß auf dieselbe ausübt. In Rio de Janeiro am Meeresspiegel steigt die Wärme nicht selten bis auf 24° , ja selbst bis 30° R., während in dem nur wenige Meilen entfernten, aber hochgelegenen Petropolis der Thermometer nur in seltenen Fällen eine Höhe von 20° erreicht. v. Eschwege fand in der Provinz Minas Geraes in St. João Baptista in einer Höhe von 1000 Fuß über dem Meeresspiegel den höchsten Thermometerstand im Sommer $+ 16^{\circ}$ R., während in Ouro Preto die Wärme im Schatten $+ 22^{\circ}$ R. bisweilen noch übersteigt und nur selten auf $+ 7^{\circ}$ R. fällt. Der gewöhnliche Thermometerstand beträgt demnach nur zwischen $+ 14$ bis 21° R. im Sommer, und $+ 7$ bis 16°

N. im Winter, und die mittlere Temperatur der Provinz Minas stellt sich auf nicht mehr als 14° R. Wärme. Es ist daher gänzlich unbegründet, wenn man den Tropen im Vergleich mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die von Bolney so charakteristisch beschrieben worden sind, den Vorwurf zu großer Hitze macht; auch in Betreff seiner so viel angefeindeten und doch so wenig verstandenen klimatischen Verhältnisse verdient Brasilien im Ganzen, und namentlich die Provinz Minas, entschieden den Vorzug.

Ein ganz wesentlicher Vortheil erwächst für die Provinz Minas Geraës in Betreff seines Klimas auch daraus, daß in Folge des hohen Terrains, in großer Nähe des Meeres, sämtliche Gewässer einen sehr bedeutenden Fall haben, wodurch sie allerdings der Schifffahrt zum großen Theil verloren gehen, aber auch bei den tief eingeschnittenen Thälern, durch welche sie strömen, verhindert sind, sich periodenweise über ihre Ufer zu erheben und bei ihrer Rückkehr in das Strombett Lachen und Sümpfe zurückzulassen, deren Miasmen in so vielen an und für sich gesunden und fruchtbaren Gegenden die Luft verpesten und Fieber aller Art erzeugen.

Nührt der Reichthum der Bewohner von Minas Geraës allerdings wohl mehr aus früheren Zeiten her, wo Gold und Diamanten eine reiche und mühelose Ausbeute gewährten, so entschädigt jetzt der Boden durch seine Fruchtbarkeit und die Wälder durch ihren unermesslichen Reichthum und die damit verbundenen Handels- und Industriezweige, wenn auch nicht reichlicher, so doch jedenfalls sicherer für diesen Verlust. Es gibt jedoch immer noch einzelne Theile der Provinz, welche sich durch Reichthum an edlen Metallen auszeichnen, so suchen z. B. in den Städten Serro, Minas Novas u. a. nach starken Regengüssen die Neger das Gold auf den Straßen und haben dabei immer einen durchschnittlichen Gewinn von 2 bis 3 Milreis auf den Tag.

Während die Regierung, von der legislativen Provinzialvertretung unterstützt, die Communication im Innern herzustellen ganz besonders bemüht ist, werden von Compagnien Straßen zc. von den Seehäfen aus gebaut und die Flüsse behufs der Hebung der Schifffahrt regulirt. Von den verschiedenen Unternehmungen, welche die Communication zu erleichtern und somit auch den Ackerbau und Handel zu befördern bestimmt sind, interessirt vor der Hand am meisten diejenige, welche den im Norden der Provinz gelegenen Distrikt, der die Comaccas do Serro Frio mit der Hauptstadt Serro

und do Siquitinhonha mit der Centralstadt Minas Novas, beide mit gegen 100,000 Bewohnern in vier Städten und fünfzig Dörfern, bildet, mit dem Meere resp. Rio de Janeiro oder Bahia in Verbindung setzen wird, da dieses Unternehmen seiner baldigen Vollendung entgegengeht.

Die Stadt Conceição liegt 10 Meilen südlich von der Stadt Serro unter $18^{\circ} 30'$ südl. Breite und $45^{\circ} 3'$ westl. Länge am Fuße des 5590 Fuß hohen Gebirgsknotens, dem Pic vom Itambi, der sich noch gegen 600 Fuß hoch aus dem Plateau erhebt; die Stadt Diamantina, 10 Meilen westlich von dem Hauptstapelplatz der Diamanten, die in dem reichen Siquitinhonha gefunden werden, und die Stadt Minas Novas vermittelt den Verkehr der Bewohner mit dem gegen 170 Meilen entfernten Rio de Janeiro durch den Landtransport mit Eseln, wobei die Transportkosten für eine Arrobe = 32 Pfund oft auf 4 bis 5 Milreis zu stehen kommen, und unweit der Meeresküste von der Mündung des Flusses Mucury, bei dem kleinen Dorfe St. José de Porto Alegre, oberhalb gelegen, haben alle gleiche geographische Breite und sind nur 3 Längengrade von der See küste entfernt. Bei der Eröffnung der Communication kam es zunächst darauf an, zu ermitteln, ob von einem der Hauptpunkte, den beiden Comaccas, nach der See leicht eine Verbindung herzustellen sei, und ob sich daselbst die erforderlichen Häfen befänden. Nach der angestellten Untersuchung stellte sich heraus, daß nur das Flußgebiet des Mucury die gestellten Bedingungen erfüllte, da der Siquitinhonha, ob schon bedeutender an Größe, keinen geeigneten Hafen bildet, und aus den in Folge dessen auf Befehl des Präsidenten der Provinz Minas Geraes von dem Ingenieur Victor Reinault angestellten Untersuchungen des Mucury-Flusses ergab sich, daß der Hafen desselben nicht allein sicher, sondern selbst für größere Seeschiffe mit 8 bis 10 Fuß Tiefgang zugänglich sei, daß der Fluß selbst bis nach Sta. Clara in einer Entfernung von 20—25 Leguas für Dampfschiffe fahrbar und von hier aus das Terrain der Provinz zur Anlegung einer Fahrstraße, in ostwestlicher Richtung die Zuflüsse des rechten Ufers des Mucury, den Riberão Grande, Urucu oder St. João und Todos os Santos passirend, vollkommen geeignet sei.

In Folge dieses Ergebnisses wurde der am 19. October 1847 gegründeten und von der Regierung und National-Versammlung bestätigten Mucury-Compagnie ein Transport- und Handelsprivi-

legium ertheilt, nach welchem sich diese Gesellschaft außer der Herstellung der Schiffahrtsverbindung zum Bau von zwei Straßenzügen verpflichtete, von denen der eine nach Minas Novas, der andre nach der Stadt Serro gehen soll. Dagegen erhielt die Compagnie als Privilegium den allgemeinen Transport sämtlicher Güter von Rio de Janeiro bis Minas Novas unter der Bedingung, daß der Transportpreis die Hälfte des üblichen von $4\frac{1}{2}$ M^{rs.} per Arrobe Gewicht nicht übersteigen sollte, und schon jetzt hat sich die Gesellschaft verpflichtet, den Transport bis Philadelphia für 800 Reis per Arrobe zu übernehmen. Als weitere Begünstigung erhielt die Compagnie den Erlaß des gewöhnlichen provinziellen Eingangszolls für die durch den Mucury gehenden Güter, wie auch für die exportirten Thiere und Güter keine Zölle erhoben werden, so daß die Güter auf diesem Wege bis nach Minas Novas höchstens nur 2 M^{rs.} höher zu stehen kommen, als sie in Rio de Janeiro gelten, und daß die Agricultur-Produkte in Folge ihrer Freiheit von Exportationszöllen auf den großen Märkten mit denjenigen concurriren können, die aus nähern Gegenden kommen.

Der Mucury entspringt auf der Ostseite der 1500 bis 2000 Fuß hohen Cordilleren Serro Negro und Serro das Esmaraldas, und seine Gewässer haben im untern Laufe eine Geschwindigkeit von $2\frac{1}{2}$ bis 3 englischen Meilen bei höchstem und $1\frac{1}{2}$ bis 2 englischen Meilen beim niedrigsten Wasserstande in der trocknen Jahreszeit, wonach sich ein Fall von etwa $\frac{1}{4}$ Zoll auf 100 Palmen*) Länge ergibt. Nimmt man nun dieses Gefälle für den ganzen Lauf des Flusses an, so liegen die Punkte, die von einer westlichen Linie von Sta. Clara nach Minas Novas getroffen werden, an dem Ursprung des Mucury ohngefähr 1000 Palmen über dem Meeresspiegel.

Mit seinem untern Laufe bildet der Mucury die natürliche Grenze zwischen den Seeprovinzen Bahia und Espiritu Santo, während der Meridian, der über Sta. Clara geht, die Provinz Minas Geraes von der Provinz Bahia scheidet. Seine Mündung liegt zwischen zwei Orten, die durch ihren Reichthum an Erzeugnissen der Agricultur hinreichend bekannt sind. Sechs Leguas nördlich von St. José de Porto Allegro liegt Vigosa, die Hauptstadt der im Innern gelegenen, vor etwa 40 Jahren gegründeten und

*) 1 Palme = 97,16 franzöf. Elvie.

schon jetzt sehr reichen deutschen Colonie St. Leopoldina, St. Leopoldo, die an Kaffee allein jährlich 70,000 Arroben exportirt, während das 12 Meilen südlich gelegene St. Matthews gegen 200,000 Alqueiren Mandiokka-Mehl jährlich ausführt. So fruchtbar nun der zwischen diesen beiden Orten gelegene Landstrich sein muß, wie die eben angeführten und eher noch zu niedrig angenommenen Zahlen der Ausfuhr von St. Leopoldo und Matthews beweisen, so werden dennoch von den dortigen Colonisten die Ländereien am Mucury für noch kräftiger und fruchtbarer gehalten, als ihre eigenen. Unter den Colonisten von St. Leopoldo gibt es keine geringe Anzahl von solchen, die in sehr kurzer Zeit durch Ackerbau und Exportation ihrer Bodenerzeugnisse ein Vermögen von 80,000 bis 120,000 Milreis erworben haben, und nur wenige der dort reich Gewordenen sind nach Europa zurückgekehrt.

Die Gegenden vom untern Lauf des Mucury bis Sta. Clara, wo er die Cordilleren durchbricht, sind zwar für den eben erst ankommenden Einwanderer, der auf seine Lebensweise weniger achten kann und die Ausdünstungen des frisch gefällten Waldes einzuathmen genöthigt ist, die Ursache von Sumpfs- und Wechselfiebern, aber einerseits gibt es diese Fieber auch in den angebauten Gegenden nicht blos Asiens, sondern auch Europa's, andererseits zeigt die hier lebende Bevölkerung von mehr als 1500 Seelen, daß nur Fremde diesen Tribut zu zahlen haben und daß diese an und für sich ungefährlichen Uebel aufhören, je mehr sich der Einwanderer acclimatirt. Weiter im Innern fallen auch diese Krankheiten weg, was nicht allein von Hunderten von Personen, die aus fernen Gegenden theils aus Liebhaberei theils aus geschäftlichen Ursachen sich lange Zeit in den üppigen Wäldern des Todos os Santos und Mucury aufhielten, sondern auch durch Europäer bestätigt wird, die unmittelbar von dorthey kamen und Jahre lang da blieben, ohne von Krankheit irgend einer Art belästigt zu werden. Ueberhaupt ist diese obere Gegend frei von Fiebern, welchen Namen sie auch führen mögen, und in der ganzen großen Provinz Minas Geraës, die dasselbe Klima hat, ist noch kein einziger Fieberanfall vorgekommen.

Der vom Mucury und dem Todos os Santos durchströmte Boden gehört an Fruchtbarkeit zu dem besten, den Brasilien besitzt, und wird außerdem noch durch viele, zu jeder industriellen Anlage geeignete Zuflüsse des Mucury durchströmt. Vortrefflich gedeihen

Kaffee, Thee, Reis, Zucker, Baumwolle, Mandiocka (die Brodfrucht in Brasilien), Kürbisse, Bohnen u. s. w., während in den höher gelegenen Gegenden auch die europäischen Getreidearten in üppiger Fülle und vorzüglicher Güte gedeihen.

In den vielen kleinen Bächen finden sich große natürliche Weideplätze mit dem reichlichsten und gesündesten Futter, und die dichten Wälder liefern die schönsten Möbel- und Luxushölzer, von denen Capiuna, Tapiuca, Jacaranda, Balsamo, Ipi, Siquetiba, Grassa, Catua, Perroba, Barauna u. s. w. die begehrtesten und zugleich im Ueberfluß vorhanden sind, so daß sich aus diesen Hölzern ein namhafter Gewinn erzielen läßt. Bereits hat in Sta. Clara ein Franzose drei Schneidemühlen angelegt, um diesen Reichthum an kostbaren Hölzern auszubeuten; allein bei der großen Masse von Möbel- und Luxushölzern in den ausgedehnten Waldungen bleibt noch Raum und Gewinn genug für mehrere solche Etablissements. Nicht weniger reich als an Hölzern sind diese Waldungen an den kostbarsten und gesuchtesten Arzneimitteln, und das Sammeln dieser Kräuter und Pflanzen allein kann dem Colonisten eine Existenz sichern, von der er sich in Deutschland kaum träumen ließ. Unter den Arzneigewächsen sind die am meisten vorkommenden Trinedad, Cocongo, Sassafras, Impurana, Buta, China, Muscat, Chatopa und andere von nicht geringerm Werthe.

Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Lieblichkeit des Klimas bilden hier einen ewigen Frühling, der nie von der weißen Decke des Reifes unterbrochen wird. Der grüne Grund der Wiesen und Wälder ist von stets blühenden Blumen und Pflanzen bedeckt, und wenn schon in Europa die Bienenzucht einen befriedigenden Ertrag liefert, so muß dieser Gewinn um so namhafter sein, je honigreicher die Pflanzen im Allgemeinen sind und je weniger der Unterhalt im Winter kostet. Bei dem allgemein herrschenden und immer mehr steigenden Gebrauch des Honigs hat man bereits an einzelnen Stellen der Bienenzucht eine größere Aufmerksamkeit geschenkt, als dies bisher in Brasilien geschah, und diejenigen, welche der Bienenzucht mehr Sorgfalt zugewendet, haben einen so reichen Gewinn, daß sie die geringe Mühe, welche die Bienenzucht kostet, nicht bereuen.

Zu früheren Zeiten waren die von den Gewässern des Mercury durchzogenen Gegenden von Indianern bewohnt, und die ihnen ertheilten Namen: Aranans, Bugros, Bitucunas, Goporofes, Mac-

nae-nufes sind jedenfalls nur die Bezeichnungen einzelner Stämme gewesen, die zwar gegenseitig in fast beständigem Kriege lebend, doch ein und derselben Familie angehörten, welche unter dem Namen Botocudos bekannt ist, da Sprache und Dialekt im Allgemeinen dieselben sind. Die noch jetzt existirenden Ureinwohner Brasiliens, von den Brasilianern Bugros, von den Deutschen Wilde genannt, gibt es überhaupt nur noch in den entfernteren Gegenden; sie führen keine Feuerwaffen und bedienen sich nur der Bogen und Pfeile, die nicht vergiftet sind, zu Jagd und Krieg; sie sind äußerst feig, aber heimtückisch, im Ganzen jedoch der Civilisation geneigt. Man kennt sie äußerst wenig; nur die ersten Ansiedler von St. Leopoldo hatten Kämpfe mit ihnen zu bestehen, und so haben sich diese immer weiter vor den nachdringenden Colonisten in's Innere zurückgezogen. Ihre Heimtücke und Feigheit ist indeß jedenfalls mehr eine Folge der ihnen zu Theil gewordenen Mißhandlung, indem man noch häufig Angriffe auf die armen Leute wie auf Wild macht. Eingeeengt zwischen den Rio doze Quiquitinhonha und der See, auf den Genuß von Waldfrüchten und einzelnen Wurzeln angewiesen und von dem Ertrag der Jagd lebend, der bei der Unvollkommenheit ihrer Waffen nur gering ist, haben sich die Indianer größtentheils unterworfen und in festen Wohnplätzen angedelt. Mit vollem Rechte läßt sich behaupten, daß die hier lebenden Indianer der Civilisation mehr zu- als abgeneigt sind, und die Meinung, daß hinter jedem Baume ein wilder Botocude stehe, der nur auf den Weißen wartet, um ihn zu überfallen und sich aus dem frischen Fleische seines Opfers einen Leckerbissen zu bereiten, ist nur ein Märchen, das jeder andern Begründung entbehrt, als daß es sich seit 20 bis 30 Jahren traditionell fortgepflanzt hat, und welches ohne Weiteres in Nichts zerfällt, wenn man nach den Ursachen der verschiedenen Einfälle der Wilden in die Wohnungen der Weißen forscht. Als Herr Theophilo Benedicto Ottoni im Jahre 1847 jene Wälder durchreiste, beklagte sich der Häuptling (Capitão genannt) Gipo-rock, der Häuptling Mec-me und der Häuptling Potick, die Häupter der verschiedenen Stämme, über die Angriffe und Nachtheile, welche ihnen durch die Männer mit Feuerwaffen zugefügt würden. Ottoni gab ihnen indeß die Versicherung, daß die Weißen nur friedliche Gesinnungen hegten, und beschenkte sie mit Handwerkszeug u. dergl., und seitdem haben diese gefürchteten Stämme keine Angriffe mehr gemacht, obschon der geschlossene Friede von Seiten

der Weißen mehrmals auf gerade keine ehrenwerthe Weise gebrochen wurde. Das Mißtrauen der Indianer gilt nur der weißen Race überhaupt, von der sie so viele Unbilden zu erdulden haben, aber nicht dem einzelnen Weißen, der ermüdet und hungrig, wenn er nur sonst in friedlicher und freundlicher Weise ihren Niederlassungen (Aldeen) sich nähert, eine Aufnahme findet, die der vielgerühmten Gastlichkeit der Morgenländer in Nichts nachsteht. Zum Beweise von der friedlichen Gesinnung der Indianer möge außer der glaubwürdigen Versicherung unseres Gewährsmanns für die im Vorstehenden über die Provinz Minas gegebenen Nachrichten, des Ingenieurs Oscar Hennig, der auf einer langwierigen Reise ermüdet von den Strapazen in dem Aldea von Poté und in dem des Cassit Timotheo eine so gastliche Aufnahme fand, daß der kurze Aufenthalt unter diesen Naturkindern eine seiner angenehmsten Erinnerungen an jene Reise bildet, noch ein kleines Reiseabenteuer dienen, das einer unserer früheren Mitbürger, Hr. Robert Schlobach aus Leipzig, jetzt in Philadelphia in der Provinz Minas Geraës, unter ihnen erlebte und welches wir einem seiner letzten Briefe zu entnehmen uns erlauben. Es heißt darin wörtlich:

„Es ist Dir gewiß nicht uninteressant, wenn ich Dir ein kürzlich erlebtes Abenteuer im Urwalde mittheile. — Schon oft mußt Du gehört oder gelesen haben von einem Indianerstamme, Chiperokes genannt, dem schlimmsten und mächtigsten Stamme in den hiesigen Wäldern; sie fressen noch das Fleisch ihrer Feinde, leben von der Jagd und Fischfang und führen fortwährend Krieg mit dem Stamme der Achimufs. Letztere sind ein gutmüthiges Volk und verkehren sehr viel mit uns; ich kenne alle Dörfer (Aldeas) dieses Stammes auf einen Umkreis von 20 Meilen und viele dieser Leute sind mir beim Auffuchen der Weglinien sehr nützlich gewesen und versprechen mir oft, wenn ich den Distrikt der Chiperoken zu passiren habe, mich zu begleiten. Meine letzte Reise kam aber sehr unverhofft und rasch, so daß meine Freunde mich nicht begleiten konnten; von der Regierung ist jedoch Militär hierhergeschickt, wovon 1 Unteroffizier, 1 Gefreiter und 30 Mann immer zu meiner Disposition stehen. Die Regierung betreibt nämlich das Unternehmen hier am Mercury mit der Compagnie gemeinschaftlich. Den 1. October 1854 trat ich meine Reise in Begleitung von 1 Unteroffizier und 24 Mann Soldaten und vielen Negern zur Picade= (Waldpfad) Arbeit in den Urwald an; es war nothwendig, daß ich die große Serra Map, Map Kraf untersuchte, (6 Mei-

len unterhalb Philadelphia), und schon einige Tage hatten wir Spuren von Indianern angetroffen, weshalb ich den Soldaten die strengste Wachsamkeit empfahl. Eines Tages entdeckte ich einen kleinen hübschen Fluß mit kristallhellem Wasser, der seinen Quell in der großen Serra hat und in den Todos os Santos mündet, und da uns schon ein paar Tage Wasser fehlte, taufte ich diesen Bach Riberão Sanda, er diente mir zum Führer durch die Serra, wo die Felsen himmelhoch und unübersteigbar sind. Die Serra bildet eine colossale Citadelle, zu welcher nur zwei Zugänge existiren und möglich sind; von einem Felsenvorsprung hatte ich eine Uebersicht über die Serra und war überrascht über die wildromantische Partie, wo hohe Wasserfälle bisweilen wie die Gletscher in der Schweiz himmelhoch herunter stürzten. Ich ließ am Eingange der Serra die Zelte aufschlagen, und der Unteroffizier Peikoto theilte meine Ansicht, daß vielleicht die Herrn Chiperoken sich diesen festen Platz gewählt hätten und gewiß hier einige wohnten. Am andern Morgen ertheilte ich meine Befehle, schickte einen Theil der Leute den Fluß hinauf und wollte selbst mit einer andern Patrouille die Ostseite der Serra untersuchen, als im nämlichen Augenblick, wo wir fertig zum Aufbruch waren, auf der Spitze des vor uns liegenden glatten Felsens ein Indianer mit Pfeil und Bogen (Freches und Arco) erschien und zu uns herab schrie: „Jai Jemenuk — Jai Jemenuk,“ d. h. er frug an, ob wir Krieg wollten oder friedlich gesinnt seien und was wir in ihrem Lande suchten. Als ihm mein Dolmetscher erklärte, daß wir hier nun passiren wollten und sein Volk zu Freunden wünschten, war er zufrieden, nahm die Einladung, zu uns herab zu kommen, an, umarmte uns nach der Reihe, hob dabei Jeden von uns hoch in die Luft und schrie „Machekom, Machekom,“ d. h. ich bin ein tapfrer Mann, ich komme allein und fürchte nichts. Ich muß gestehen, daß ich überrascht war, einen einzelnen Mann so furchtlos zu sehen, da er zuerst nicht wissen konnte, ob wir friedlich gesinnt seien. Er frühstückte mit uns und nachdem er für drei Mann gegessen hatte, ging er weg, um einige seiner Leute zu holen; es vergingen auch kaum 20 Minuten, als im Dickicht des Waldes sich ein ungeheures Geschrei erhob, woraus mein Dolmetscher entnahm, daß sie anfragen, ob sie zu uns heran kommen dürften, und als wir bejahten, kamen einige 40 Männer und Frauen wie Pfeile geschossen und umarmten uns nach der Reihe, was aber gerade nicht sehr zärtlich geschah. Die Männer waren kurze untersekte Gestalten, die Frauen

sehr groß und dick, aber proportionirt gebaut, alle ganz nackend, den Körper hatten sie mit einer Frucht Uruiu bemalt. Mein Diener verschloß eilig meine Kisten, da sie, jedoch wahrscheinlich nur aus Neugierde, jeden Gegenstand in die Hand nahmen, indem er glaubte, daß sie uns bestehlen wollten, was ich jedoch nicht fürchtete, da ich von einem andern Stamme schon daran gewöhnt war. Sie befühlten unsere Kleider und versicherten unserm Dolmetscher, daß sie noch nie Menschen mit Kleidern gesehen, und nur einer ihrer Gefährten war schon einmal in die Nähe einer Ansiedelung herangekommen. Als ich ihnen einige kleine Präsente machte und Waffen und sonstige Geräthschaften gegen Tabak u. s. w. eintauschte, waren sie sehr erfreut, und als ich ihnen in einem kleinen Spiegel, den ich in meinem Necessair hatte, ihr Bild zeigte, küßten sie den Spiegel in der Meinung, daß ein anderes Wesen dahinter verborgen sei.

Später kam ich auf meinen Streifzügen in die Nähe ihres Dorfes, fand aber nicht einen einzigen unsrer neuen Freunde, die ihr Dorf verlassen hatten, und entweder in den Krieg mit einem andern Stamme oder auf einen Jagdzug ausgegangen waren. Dieses Dorf heißt Aldea Zukena, d. h. das Dorf der Frauen; Du findest auf der Karte den Riberão Uruiu; hier ist ein großes Dorf der Chiperoken, und obgleich wir dieses Dorf schon zweimal passirt sind, fanden wir immer ihre Hütten leer; dieses Dorf soll schlimme Bewohner haben, die keinen Verkehr mit den Weißen wollen. Mir war zwar ein kleiner Krieg mit diesem Stamme ganz interessant, aber ich habe ausdrücklichen Befehl, Feindseligkeiten zu vermeiden und jedem Zusammenstoße mit ihnen so lange als möglich auszuweichen, vielmehr auf jede mögliche Weise diese Nationen zu Freunden zu machen.“

Das Unternehmen der Mercury-Compagnie, basirt auf den Transport der Agricultur- und Industrie-Produkte, der Exportation und Importation, hat vorläufig mehr auf die letztere als auf die erstere zu rechnen, die bisher, durch die weiten Entfernungen von jedem Markte ausgeschlossen, sich nur auf die werthvollen oder leicht transportablen Gegenstände beziehen konnte, wogegen jetzt die Möglichkeit einer bedeutenden Exportation landwirthschaftlicher Produkte gegeben ist. Aus diesem Grunde der Abgeschlossenheit, bei hinreichender Produktivität, die noch lange nicht im richtigen Verhältnisse zur vorhandenen Kraft steht, läßt sich der gegenwärtige niedrige Preis aller Lebensmittel erklären. So zahlt man

gewöhnlich für 1 Alqueire Mais 1 Mlrs., 1 Alqueire Mais-Mehl $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Mlrs., für Bohnen $\frac{2}{3}$ — $\frac{3}{4}$ Mlrs., für getrocknetes Fleisch die Arroba 32 Pfd. zu 3—4 Mlrs., für 1 starken Zugochsen an Ort und Stelle 16—20 Mlrs., den Sack Kaffee von 5 Arroben 4 Mlrs., für 1 gute Kuh incl. Kalb 12—17 Mlrs., für ein starkes fettes Schwein 3—4 Mlrs., für 1 fettes Schaf 1— $1\frac{1}{2}$ Mlrs. zc. Jeder dieser Gegenstände, bisher ein todttes Kapital, kann, rationell behandelt, die unverstiegbare Quelle zum Wohlstand der Bewohner werden.

Die bisherige Exportation beschränkte sich lediglich auf Diamanten, Gold, wenig Baumwolle — ca. 8000 Ballen — die größtentheils zu starken Tuchen, Hemden, Hosen zc. im Lande selbst verarbeitet wurde.

Die Diamanten-Ausfuhr auf beiden Commaccas Serro de Frio und Siquetinhonha beträgt jährlich mindestens 12,000 Octaven im Werthe von 4 Millionen Thaler und leicht kann man annehmen, daß die übrige Exportation den Werth von einer Million Thaler erreicht, so daß jährlich ein Werth von gegen 5 Millionen Thaler exportirt wird.

Da bisher alle Gegenstände, unter denen das Salz mit etwa 80 bis 90,000 Alqueiren eine Hauptrolle einnimmt, von Rio de Janeiro hergebracht wurden, so läßt es sich mit Leichtigkeit nachweisen, daß dieselben den Werth von 4 Millionen Thalern erreichen, von denen für den Transport 40 % für Geschirre, 70 % für Getränke berechnet werden können. Die Mercury-Compagnie hat zur Ausführung des Unternehmens bereits einen schönen großen Dampfer, Mercury benannt, der zwischen Rio de Janeiro und St. José de Porto Alegre die Verbindung herstellt, und zwei starke Flußdampfer von $1\frac{1}{2}$ Fuß Tiefgang werden gegenwärtig gebaut, welche Transportfähne in $2\frac{1}{2}$ —3 Tagen bis Sta. Clara bei niedrigem und hohem Wasserstande mit 1 bis 2000 Arroben beladen bringen können. —

Dem Durchschnittspunkt vom Todos os Santos im Centrum des ganzen Unternehmens hat man den Namen Philadelphia beigelegt, der bestimmt ist, als Entwicklungspunkt einer neuen Bevölkerung zu dienen. Der deutsche Ingenieur Robert Schlobach, der beschäftigt ist, den Weg von hier nach Alto dos Bois zu erbauen und die neue Stadt anzulegen, bezeichnet diesen Ort als einen äußerst günstigen, fruchtbaren und sehr gesunden. Der Todos

os Santos und der hier einmündende kleine Fluß Sto. Antonio besitzen hinreichende Kraft für Etablierung irgend welcher Maschinen. Ein Bruder des Herrn Schlobach und ein Herr Voigt aus Leipzig haben sich bereits hier niedergelassen.

Zu Ansehung der günstigen Verhältnisse für die Agrikultur sowohl als auch für den Handel ist die Compagnie gegenwärtig damit beschäftigt, diese Hochebene vom Walde zu säubern und die nöthigen Magazine, Kirche, Schule und andere öffentliche Gebäude anzulegen.

Von Poté, dem äußerst lieblich gelegenen Indianerdorfe, dessen Lage Herr Schlobach zur Erbauung eines kleinen Fleckens für sehr geeignet hält, theilt sich der Weg in drei Richtungen, von denen der eine nach der Stadt Serro, der andere nach Minas novas geht, während der dritte den Biquitinhonha bis St. Antonio de Galvão mit Philadelphia verbinden wird.

Diese neue Stadt wird den Centralpunkt des Gesamtthandels beider Comaccas auf der Straße von Minas novas nach Sta. Clara bilden und in kurzer Zeit einen raschen Aufschwung erhalten. —

Von den 10 □ Meilen Land, welches der Compagnie von der Regierung für den durch das Gesetz vom 18. September 1850 normirten Preis verkauft worden sind, werden $\frac{3}{4}$ für den Ort Philadelphia und $\frac{1}{4}$ auf die verschiedenen Localitäten zerstreut ausgegeben. Nach Abzug des Terrains für Kirche, Schule, Stadtplätze etc. wird das Land von Philadelphia an Privaten für den Einkaufspreis von 1 Milreis der preußische Morgen verkauft werden, während der Rest für Zwecke der Compagnie verwendet wird. Außer diesen 10 □ Meilen ist der Compagnie das nöthige Terrain längs des ganzen Straßenzugs für denselben Preis übergeben worden. Das Handels- und Transportprivilegium, welches der Compagnie auf 40 Jahre gegeben worden ist, wird von dieser nicht als Monopol betrieben werden, sondern selbst die Gegenstände, mit welchen sie zu handeln berechtigt ist, wie Salz, Blei, Eisen, Stahl, Weine, bleiben dem freien Handel überlassen. Die Compagnie wird zwar mit diesen Artikeln Handel treiben, aber nur en gros, und selbst dann gestattet sie noch jede Concurrency; den Transport wird die Compagnie mit Bewohnern von Philadelphia contrahiren. —

Die große Ausdehnung der Provinz Minas Geraes, deren Oberfläche von Eschwege auf 17,252 □ Meilen mit ca. 2 Millionen

Einwohnern berechnet, hat schon längst das Bedürfniß einer Abzweigung und Errichtung einer neuen Provinz hervorgerufen. Bereits im Jahre 1853 trat in der Deputirten-Kammer der National-Versammlung das Projekt einer neuen Provinz auf; damals wurde zwar kein fester Beschluß gefaßt, doch steht dessen Ausführung in nicht zu fernrer Zeit zu erwarten, und dann werden dieser neuen Provinz dieselben Vortheile als den übrigen bereits bestehenden gewährt, wonach bei einer concentrirten Administration die materiellen Verbesserungen unbedingt einen noch größern Aufschwung nehmen müssen. In der Stadt Diamantina, 40 Meilen von Philadelphia, ist erst in diesem Jahre ein neuer Bischofsitz errichtet worden.

II. Zur Charakteristik der Mucury - Colonie.

Die Mucury-Compagnie constituirte sich ursprünglich blos als Actien-Gesellschaft, um den Mucury, so weit er schiffbar ist, mit Dampfschiffen befahren zu lassen und von einer geeigneten Stelle seines Ufers ab eine fahrbare Straße über das Gebirge bis nach den Thälern der Quellflüsse des Quiquitinhonha und nach dem Distrikt Diamantina, in der Provinz Minas Geraes, herzustellen, und faßte erst später den Entschluß, längs dieser Straße Colonisten anzusiedeln.

Die neuangelegte Stadt Philadelphia bildet den Mittelpunkt des ganzen Colonisations-Unternehmens, in dessen nächster Nähe die Colonisten per Familie bis zu 150,000 □ Bragas = 283 preuß. Morgen = 130 sächs. Acker Land zu Milreis oder etwa 27 Sgr. den preussischen Morgen oder 1 Thlr. 25 Ngr. den sächsischen Acker zum Kauf erhalten, wogegen sie auch Anspruch auf einen sogenannten Stadtplatz in Philadelphia haben, für den kein Kaufpreis, sondern nur eine kleine jährliche Rente von etwa 3 Thlr. zu entrichten ist. Die Colonisten auf dem Lande unter sich bilden Dorfgemeinden, welche für die erforderlichen Verbindungsstraßen unter sich zu sorgen haben. Der Colonist wird uneingeschränkter Eigenthümer des gekauften Grund und Bodens, worüber ihn nach dessen Vermessung sogleich von der Gesellschaft auf deren Kosten ein gesetzliches Kaufdocument ausgestellt wird, wie auch die Gesellschaft dem Colonisten den Vollgenuß seiner bürgerlichen Rechte und Freiheiten garantirt. Die Gesellschaft gewährt als Dotation für eine deutsche Schule 150,000

□Bragas Land zum Nießbrauch für den Schullehrer, und wenn die Zahl der Colonisten 1000 beträgt, in den ersten sechs Jahren 600 Milreis als Beitrag zur Besoldung eines Geistlichen von der Confession, zu welcher sich die Mehrzahl der Colonisten bekennt. Wenn auch die Compagnie den Colonisten unbedingte Handels- und Gewerbefreiheit zusichert, so hält sie doch zur Bequemlichkeit der Colonisten zu Anfang die nöthigsten Lebensbedürfnisse, Ackergeräthe, Werkzeuge, Samen und Zuchtthiere zum Verkauf bereit, ohne sich ein Monopol anmaßen zu wollen, wie sie sich auch verpflichtet, den Transport der Produkte der Colonisten von Philadelphia nach Rio für den möglichst geringen Kostenbetrag zu vermitteln, und für die erste Zeit nach der Ankunft der Colonisten in der Weise Sorge zu tragen, daß dieselben bis zu 100 Tagen Beschäftigung im Walde oder an Begebauten und für den gleichen Lohn zu fordern berechtigt sind, welchen die brasilianischen Arbeiter erhalten.

Der Colonist hat die Auswanderungskosten bis Rio de Janeiro aus eigenen Mitteln zu bestreiten und nach Abrechnung der Ueberfahrtskosten nachzuweisen, daß er mindestens noch 200 Milreis per Familie baar besitzt, wobei ihm jedoch auch Ackergeräthe und andere Werkzeuge zu gute gerechnet werden. Von Rio de Janeiro aus werden die Colonisten und deren Gepäck bis zu 30 Arroben (à 32 Pfund) Gewicht kostenfrei nach Sta. Clara befördert und ihnen bis zu ihrer Ankunft in Philadelphia die nöthigen Lebensmittel ebensfalls unentgeltlich von der Gesellschaft geliefert; von St. Clara bis Philadelphia werden die Frauen und Kinder auf Kosten der Gesellschaft zu Wagen gebracht und auf der Colonie selbst sind für das erste Unterkommen von mehr als dreißig Colonisten Einrichtungen getroffen, wo diese sich so lange aufhalten können, bis sie sich eigene Wohnungen angeschafft haben. Sogar für den Fall des Eintritts eines unvorhergesehenen Hindernisses in Betreff der Abreise ist für den Colonisten dadurch gesorgt, daß jeder, ausgenommen Kinder unter 4 Jahren, für jeden Tag des Aufenthalts in der Beförderung 1 Milreis Entschädigung per Tag und Kopf von der Gesellschaft erhält.

Der Colonist kann die Kaufgelder in vier jährlichen Terminen in der Weise abtragen, daß die erste Hälfte desselben nach Beendigung der zweiten Mais-Ernte, das dritte Viertel im dritten, und endlich das letzte Viertel am Schlusse des letzten Jahres entrichtet wird; auch steht es ihm frei, die Kaufsumme ganz oder theilweise an die General-Agentur der Muenry-Compagnie, die

Herren Schlobach & Morgenstern in Leipzig, vorauszubezahlen, und es wird ihnen die an diese gemachte Anzahlung an den erforderlichen 200 Milreis zu gute gerechnet.

Aus diesen wenigen Grundzügen der Mercury-Colonie lassen sich die humanen und vortheilhaften Institutionen, worauf dieselbe basiert ist, hinreichend erkennen, um ihr die Bedeutung zu verschaffen, die sie verdient. Einen ganz besondern Vortheil gewährt sie dadurch, daß der Colonist schon vom Einschiffungshafen unter der speciellen Obhut der Compagnie steht und bei der Landung in Brasilien nicht etwa den so häufig beklagten Pressereien ausgesetzt ist, welche Unkunde der fremden Sprache und Sitte mehr oder weniger im Gefolge haben, sondern sich lediglich auf die Fürsorge der Gesellschaft verlassen kann, die nicht nur seine Beförderung einschließ- lich der Kost bis an Ort und Stelle übernimmt, sondern ihm auch in jedem Falle mit Rath und That zur Seite steht.

Auf die Frage: „Wer soll nach Brasilien auswandern?“ gibt es nur eine Antwort: „Leute, die einiges Vermögen besitzen und selbst arbeiten wollen.“ Wie viel Vermögen der Ankömmling auch mitbringen möge, die ersten beiden Jahre werden ihm dieselbe Mühe und Sorge bereiten, wie sie in jedem Lande zu überwinden sind; wer im süßen Nichtsthum Reichthümer zu erwerben hofft, wird sich arg betrogen finden; wer aber bei einigem Vermögen Lust und Liebe zur Arbeit mitbringt, wird nie bereuen, seinen Fuß in ein Land gesetzt zu haben, dessen Reichthümer nur der weckenden Hand bedürfen, um überschwenglich reich zu lohnen.

011683

